

# FRODOZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Leo. Gedicht von E. von Schönau (mit Illustration von A. v. Wille). — Zur Modefrage. — Die französischen Industrieerzeugnisse und Moden. — Populäre Gesundheitspflege. III. (Fortsetzung.) — Eine alte Hotel-Rechnung. — „Doch der Regen kommt von oben“, von Dr. Schulze-Hausdorf. — Frauen als Aerzte. — Die gute Stube. — Eine deutsche Kaiserstochter. Historische Skizze von Ludovica Hefstie. (mit Illustration von Herterich). — Aus dem Leben eines Kolkraben, von Karl Chop. — Der Bruder seiner Schwester. — Die Schule Scharnhorst's, von Eduard Schmidt-Weissenfels. — Die deutsche Mode, von Geronica v. G. — Modenbild nebst Beschreibung. — Correspondenz.



Leo.  
 Von E. von Schönau.

Still war die Nacht. Im Schlummer lag die Welt.  
 Vor uns das Lager, schweigend — Zelt an Zelt,  
 Vom Mond mit salbem Licht umflossen.  
 Verglimmte Feuer, glühend durch die Nacht,  
 Von Stund' zu Stunde mühsam angefacht  
 Von einem müden Zeltgenossen.

Musketen, Fahnen um das Feuer rund,  
 Starrer Geschütze weiter, dunkler Mund,  
 Gedämpfter Ruf — geheimnißvolle Weise —  
 Sonst Alles still. Nur manchmal schreckt ein Pferd  
 Am Halfter zerrend von der feuchten Erd'  
 Empor und wiehrt im Traume leise.

Doch zwanglos um den hellen Tisch geschaart  
 Saß unser Völkchen, frei und lust'ger Art,  
 Und tauschte Scherz mit sprüh'nden Witzesflammen.  
 Wie floß der feurige, der goldne Wein,  
 Wie klang so hell, so voll, so rein  
 Der schlanken Gläser Rand zusammen!

Und schon war Kerz' um Kerze abgebrannt,  
 Schon sank manch' schweres Haupt auf Tisch und Hand  
 Und barg sich in des Vorhangs Falten —  
 Da hob mein Freund mit fester Hand  
 Das Glas empor, gefüllt zum Rand,  
 Und rief: „Frei'ch auf! Den letzten Trunk gehalten!“

Ein Bild der Luft. Mit übermüth'gem Blick  
 Warf er sein dunkelroth'g Haar zurück  
 Von seiner Stirn, die klar und hell geblieben.  
 „Auf, Kameraden, auf! Den letzten Trunk,  
 Dies Glas der lieblichsten Erinnerung —  
 Auf langes Leben und auf langes Lieben!“

Und bei des Tages erstem Dämmerchein  
 Da ging ein Flüstern durch der Krieger Reih'n,  
 Es kamen Posten, Reiter und Bedette.  
 Dumpf schollen Schüsse von des Lagers Saum,  
 Die Pferde knirschten in den letzten Raum —  
 Geworfen ist des Feindes Postenkette.

Durchs weite Lager schallt Commandowort,  
 Schwadronen um Schwadronen rasselnd fort,  
 Der Wind trägt Schuß auf Schuß herüber.  
 Der Feind ist da! Signal folgt auf Signal,  
 Von Streicolonnen starrt das Thal,  
 Grau schwebt der Pulverdampf darüber.

Und immer heißer, wilder wird die Schlacht.  
 Horch, die Geschütze! Wie die Salve tracht!  
 Dort streift Kartätschensaat die Glieder.  
 Die Reiterei stürmt durch das Défilé,  
 Wild bricht sie durch das feindliche Carré  
 Und rasselnd reitet sie es nieder.

Die Sonne sinkt — mit ihr die Wuth der Schlacht.  
 Die Dämm'ung naht. Noch vor Beginn der Nacht  
 Ist schon der Feind aufs Haupt geschlagen.  
 „Herr Kamerad! Jetzt thut die Ruhe noth,  
 Adieu!“ — „Halt! Wo ist Leo?“ — „Der ist todt,  
 Sie haben eben ihn vorbei getragen.“

Was? Leo todt? Es griff mich eilig an —  
 Es kann nicht sein, es ist ein Fieberwahn —  
 Halt! Sprecht, um Gott! Ich sah ihn weiter traben. —  
 Und doch? Wär's wahr? Er sprach's gelassen, kalt ...  
 Zu groß des Zweifels quälende Gewalt,  
 Zum Lager fort — ich muß Gewißheit haben.

Und dunkel war der Raum, einst lichterfüllt ...  
 Auf weichen Kissen, sorgsam eingehüllt  
 Lag Leo, bleich, blutübergossen.  
 Die Hand noch wie im letzten Trost geballt,  
 Die hohe Stirn von dunklem Haar umwallt,  
 Das stolze Herz vom Blei durchschossen.

Es fiel der Sonne leuchtend letzter Schein  
 Gebroch'nen Glanzes in den Raum hinein  
 Und füllte ihn mit tiefen Schatten.  
 Ein Vogel sang sein letztes Lied,  
 Doch Leo's Lippen schwiegen müd,  
 Die mir so oft gelächelt hatten.

Am Vorhang, leicht vom Abendwind bewegt,  
Lag noch ein Brief, wohl eben hingelegt,  
Gewiß von schöner Hand geschrieben.  
Leo, an Dich! Ich brach ihn auf,  
Der — ach, zu langsam war sein Lauf —  
An einen Todten nun geschrieben.

In jenem Briefe lag ein kleines Bild.  
Welch süßer Kopf! Der Mund so roth, so mild —  
Wir wollten schier der bange Athem stoßen.  
O Gott, welch holdes Himmelsangezicht,  
In diesem Aug' welch Ocean von Licht,  
Welch eine Fülle dunkelblonder Locken!

Sie schrieb: „Mein Leo! wie die Schwalbe zieht  
In schön're Länder, wenn der Frühling flieht,  
Zog südwärts ich vom Krieg zu meinen Schwestern.  
Leo! ... Ich lege Dir mein Bildniß bei ...  
Leo ... Zu Ende muß die ... Kinderei —  
Leo, sei gut ... ich bin vermählt seit gestern“ .....

Und in mir ward es tiefe, tiefe Nacht. —  
Ha! Gestern noch — wer hält' es je gedacht?  
Den ewig lustigen Genossen!  
Die Worte Leben, Lieben noch im Mund,  
Dann in die Schlacht und kaum nach einer Stund'  
Bom Pferde und durchs Herz geschossen!

Und dann der Brief. O Leo, dieses Bild!  
Dies Engelsantlitz, dieses Auge mild —  
Und dieses Herz, es konnte Dich verderben?  
Willkommen, Leo, jenes Blei,  
Das rasch Dir riß das Herz entzwei —  
Du hättest langsam müssen sterben.

O Leo! Gestern noch so stolz, so stark,  
Gesund und blühend bis ins tiefste Mark,  
Den freien Muth frei auf der Stirn geschrieben!  
„Leben und Lieben,“ mit dem letzten Wort,  
Dem letzten Glas zum Kampfe fort,  
Und Tod statt Leben und Verrath statt Lieben!

... Ich ging hinaus, den Blick gesenkt und stumm.  
Die Nacht war finster, still war's ringsherum,  
Gewitterwolken zogen schwer herüber.  
In meines Zeltes dumpfem, schwülem Raum  
Da träumt' ich einen wilden, dunklen Traum,  
Denn meine Schläfe flogen wie im Fieber.

Ich träumte jene Nacht im Feindesland  
Von einem Löwen in der Wüste Sand,  
Der sterbend lag auf seiner Felsenstätte.  
Ein fallend Felsstück riß die Brust ihm auf,  
Weil sonst nach einer Stunde Lauf  
Der Samum ihn verschüttet hätte.

[2085]

### Bur Modefrage.

Es sind in Folge der jüngsten weltgeschichtlichen Ereignisse Stimmen laut geworden, welche die Abschaffung „französischer Moden“ fordern und von mehreren Seiten wird der Wunsch uns geäußert, daß wir im Namen des Patriotismus hiermit den Anfang machen möchten.

Wir würdigen die Beweggründe, müssen aber den Ursprung dieser Forderungen und Wünsche auf Unkenntniß der Verhältnisse und Thatsachen zurückführen. Seit einem Vierteljahrhundert, und namentlich seitdem wir deutsche Modezeitungen haben, gibt es keine französische Mode mehr, sondern nur noch eine europäische. Berlin und Wien, London und Paris, Petersburg und Pest schaffen eigene Moden — und die allgemeine Mode trägt sozusagen die Züge dieser aller.

Paris entlehnt ebenso gut von Berlin und Wien, wie diese von jenem. Wir werden auf dies Thema in verschiedenen Artikeln noch ausführlicher zurückkommen.

### Die französischen Industrieerzeugnisse und Moden.

In dem gegenwärtigen Augenblicke, da der heiße Kampf auf dem Schlachtfelde Tausende der Unrigen vernichtet, und Frankreich rücksichtslos alle Deutschen des Landes verweist, beugen wir vielfach in der Presse öffentlichen Aufrufen, welche das deutsche Volk auffordern, künftig allen französischen Industrie- und Modeerzeugnissen den Krieg zu erklären, um durch ihren Ausschluß von unserm Markt die inländische Production, die nationale Arbeit zu befördern und Deutschland von der Vormundschaft des französischen Geschmacks zu befreien. Es liegt diesen Aufforderungen, welche, weil sie sich vorzugsweise mit dem Mantel des Patriotismus umhüllen, auf manche Gemüther einen Eindruck machen, ein wunderliches Gemisch von Wahrem und Falschem zu Grunde. Es ist richtig, daß in Deutschland nicht allein bei den Fabrikanten, sondern auch bei dem Publicum eine übertriebene

Werthschätzung und eine blinde Huldigung des französischen Geschmacks Platz gegriffen hatte. In weiten Kreisen schien man fast zu glauben, daß nur bei den Franzosen Gentilität in der Erfindung von Mustern und Modellen, Grazie und Eleganz in der Ausführung zu finden sei; manche treffliche Leistung deutscher Werkstätten und deutschen Gewerblleißes zog es unter diesen Umständen vor, die Maske eines importirten französischen Products anzunehmen, um auf diese Weise sich besser zu verwerthen. Industrie wie Publicum folgten nur allzueifrig den wandelhaften und willkürlichen Launen der französischen Mode, von der namentlich in den letzten beiden Decennien so manches Unnatürliche und Geschmackwidrige producirt wurde. Diese Thatsachen sind unbestritten zuzugeben. Man schiebt indeß weit über das Ziel hinaus und verfällt in ein anderes, nicht minder einseitiges Extrem, wenn man jetzt alles Ernstes davon spricht, alle französischen Industrieerzeugnisse mit Nacht und Bann zu belegen, und wenn man glaubt, hierdurch ein patriotisches Werk im Interesse der heimischen Production zu erfüllen. Jene Aufforderung würde bloß dann einen Sinn haben, wenn Deutschland auf dem französischen Markt nur als Käufer, nicht aber auch als Verkäufer austräte, und wenn unsere Industrie in jeder Branche in der Lage wäre, die Bedürfnisse und Ansprüche des Publicums voll zu befriedigen. Die Urheber jenes Aufrufs sehen nur die eine, ihnen unwillkommene Thatsache, daß Frankreich auf dem deutschen Markte für eine Reihe seiner Erzeugnisse als Verkäufer austritt, und dies ist der Fall insbesondere mit vielen feineren Waaren und Luxusgegenständen. Wir nennen hier beispielsweise nur außer den Mode- und Galanteriewaaren feinere Bekleidungsartikel, Handschuhe, Leder- und Farbwaaren, feine Eisenarbeiten, Broncecompositionen, Luxuswaffen mit ihrer feinen Arbeit und zweckmäßigen Construction, feine Messerwaaren, Chemicalien, optische, mathematische und physikalische Instrumente, Wollen- und Baumwollengewebe, Seidenwaaren u. s. w.

Wenn wir indeß diese zahlreichen Einfuhrartikel überblicken, die 1866 einen Werth von 60 Millionen Thalern und 1867 einen solchen von 69 Millionen repräsentiren, so dürfen wir uns auch der Einsicht nicht verschließen, daß aller Handelsverkehr unter den Nationen stets auf Gegenseitigkeit beruht und in überwiegender Weise ein Waaren- und Güteraustausch ist, während nur der kleinere Theil aller fremden Einfuhr mit Geld bezahlt wird. Nur in dem Verhältniß sind wir Deutsche Abnehmer und Consumenten der Franzosen, als diese die Käufer und Abnehmer unserer Rohstoffe und Industrieerzeugnisse sind. Wenn wir von den Franzosen keine Waaren kaufen wollen, so setzen wir sie außer Stand, von uns Waaren zu kaufen; die Steigerung unserer eigenen Production und Handelsthätigkeit ist sonach von der Entwicklung unseres Ausfuhrverkehrs mit anderen Nationen bedingt. Wenn die Franzosen mit den angeführten Artikeln sich theils ein ausschließliches Absatzgebiet bei uns eröffnen haben, theils mit unserer vereinsländischen Industrie in starke Concurrenz treten, so liegt der Grund davon nicht gerade allenthalben darin, daß sie unserer Industrie absolut überlegen sind, oder darin, daß ihre Fabrikate trotz der legeren Arbeit den Stempel hoher, unerreichbarer Eleganz an sich tragen, sondern es ist dies wesentlich die Folge davon, daß unsere Industrie in vielen Branchen den Bedarf nicht deckt, daß sie seine und feinste Waare entweder gar nicht oder doch nur sparsam producirt, mithin der Import fremder Waaren unentbehrlich ist, daß unsere Industrie überwiegend auf die Herstellung mittlerer und ordinärer Waaren sich richtet. In diesem Genre aber ist sie nicht nur concurrenzfähig mit den Engländern, Belgiern und Franzosen, sondern übertrifft sie dieselben sogar vielfach und hat sich auch namentlich bei dem wohlhabenden und consumtionsfähigen französischen Volk einen ergiebigen Absatzmarkt geschaffen. Die französischen Exporteure wenden sich sogar an die deutschen Fabriken für ihre überseeischen Versendungen. Wir erinnern hier nur an unseren wichtigen Export nach Frankreich in Eisen- und Stahlwaaren, in allen denjenigen Geweben, welche für den Verbrauch der großen Massen bestimmt sind, in Holz-, Spiel-, Glas-, Lederwaaren, Papier, Wachs, zahlreichem chemischen Fabrikaten u. s. w. Unsere Ausfuhr nach Frankreich repräsentirte allein 1866 einen jährlichen Werth von 58 1/2 Mill. Thalern und 1867 von 70 1/2 Mill. Thalern und ist überhaupt seit dem Zusiebtretens des Handelsvertrags von 1865 fortwährend gestiegen. Würde der Aufruf, keine französischen Waaren mehr zu kaufen, von dem erwarteten Effect begleitet sein, so muß sich jeder Unparteiische selbst sagen, daß wir alle mit dem Export nach Frankreich beschäftigten Erwerbszweige sofort zum Stillstand verurtheilen, sie wenigstens darauf verweisen, den französischen Markt den Engländern und Belgiern zur alleinigen Ausbeutung zu überlassen und sich an Stelle des ehrenvoll errungenen und bisher glücklich behaupteten französischen Marktes mühsam und mit großen Opfern eine neue Absatzquelle zu suchen. Das Geschöpf, welches gegen die Franzosen gerichtet sein soll, würde sich nur allzubald gegen den Schützen selbst kehren. Wir würden die eigenen Interessen nicht minder schädigen, indem wir nur den Franzosen einen Verlust beizufügen meinen. Dies ist die unausbleibliche Folge der Tendenzen, welche wir jetzt so laut predigen hören, und die auf einer Linie mit den tollen und unwirtschaftlichen Vorschlägen und Maßregeln stehen, denen jetzt in Frankreich auch ein angeblicher Patriotismus zur Rechtfertigung dienen soll. Was wir zu erstreben haben, ist die Herstellung eines vollständig freien Handelsverkehrs, einer ungehemmten freien Concurrenz zwischen uns und Frankreich; sie allein ist das geeignete Mittel, unsere Producenten anzuspornen, daß nicht nur ihre Erzeugnisse dem Bedürfniß und Geschmack entsprechen, sondern daß sie auch wetteifern, die Fabrikate in bester Qualität zu liefern, sie auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu bringen. Obwohl unsere Industrie in vielen Artikeln mit jeder ausländischen um den Preis ringen kann, so steht sie doch wieder in anderen nicht auf dem Niveau der Franzosen, wie z. B. in der Spinnerei und Weberei, wo diese schon seit Jahrhunderten ihre Lehrlinge hinter sich haben. Seine industriellen Erfolge verdankt Frankreich zum großen Theil der besonderen Ermunterung, welche es seit Decennien jenem Unterrichtsbranche hat zu Theil werden lassen, welcher die Anwendung der Kunst auf die Industrie zum Gegenstand hat. Gerade in dieser Beziehung ist Deutschland noch zurückgeblieben; es fehlt hier nicht an einzelnen hervorragenden und künstlerisch gebildeten Arbeitgebern und Arbeitern, allein ihre Leistungen sind schon der Zahl und dem Umfange nach zur Zeit nicht so bedeutend, um dem deutschen Publicum, dem Geschmack und der Mode eine bestimmte Richtung zu geben. Dieses Verhältniß läßt sich nicht durch einen patriotischen Zeitungsaufruf, sondern nur durch jahrelange, mühevolle Anstrengung nachholen. Von vielen Seiten, von wirtschaftlichem und moralischem Standpunkt erhebt man herbe Anklagen gegen die moderne Mode überhaupt; man macht ihr den

Vorwurf, daß ihre Unbeständigkeit und Veränderlichkeit eine nachtheilige Wirkung auf die Production hervorbringe, daß den Gang zum Luxus und zur Verschwendung, nach aufhörender Glanz befördere. Mag man nun auch vollständig zugeben, daß die französische Mode in den letzten zwanzig Jahren nur das allzugetreue Spiegelbild der leichtfertigen Pariser Welt, der ihr herrschenden Entartung und materiellen Genußsucht war, dürfen wir doch nicht übersehen, daß der Mode an und für sich auch ein befreiendes Element von manchen veralteten Vorurtheilen zu Grunde liegt, daß sie ein nicht unbedeutender Hebel zum Aufschwung der Production, eine unvermeidliche Folge der industriellen Fortschritte und des stetig wachsenden Capitalreichtums ist. Selbst aus ihren Verirrungen ergibt sich, daß der Mode in ihrer unruhigen Veränderlichkeit in letzter Instanz das Streben inneohnt, in den verschiedensten Variationen das Probirmaß zu lösen, wie das äußerlich Schöne mit dem innerlich Zweckmäßigen zur Darstellung zu bringen, und mindestens zwischen beiden eine Harmonie aufzufinden sei. So wie die Kunst der Gegenwart dem Rängen um die Gewinnung eines neuen, modernen Ideals an Stelle des antiken und romantischen Kunstideals begriffen ist, ohne heute schon ihr Ziel erreicht zu haben, so ist auch die Mode noch nicht bei der Lösung jenes Problems angelangt. Manche Verirrungen des heutigen Geschmacks werden vielleicht der späteren Zeit, in einem milderen Lichte, als die notwendigen Vorstufen und Uebergangsglieder in der Kette der Entwicklung erscheinen und vielleicht wird gerade der Ernst der Zeit, welcher in dieser Augenblicke an die leichtfertige und überreizte französische Mode herangetreten ist, auch auf den Geschmack und die Mode eine läuternden und reinigenden Einfluß ausüben. Der zunehmenden Beseitigung nationaler Einseitigkeiten ebenfalls wesentlich mitwirken. Wir würden aber gerade einen völlig verkehrten Weg einschlagen, wenn wir, um die krankhaften Auswüchse der heutigen französischen Mode zu beseitigen, aus mißverstandenen Patriotismus in die kaum erst vor einem Menschenalter glücklich überwundene Deutschhümelei zurückfallen wollten.

[2086]

### Populäre Gesundheitspflege.

Von einem Arzte.

(Fortsetzung.)

Die Quellen bieten verhältnißmäßig das beste Trinkwasser, insofern wir von letzterem verlangen, daß es krystallhell, durchsichtig, ohne irgend welchen gelblichen oder grünlichen Schimmelfarb, selbst nach mehreren Tagen oder nach dem Kochen sich nicht trübe, einen geringen Kalkgehalt nebst Kohlensäure habe (klein Luftperlen an der Gefäßwand ansetzt) und eine Temperatur von bis 12° R. besitze, so daß es erquickend und pikant ist, ohne jedoch einen bestimmten Geschmack zu verrathen. In diesem Sinne müssen wir also das eiskalte und weiche Gletscherwasser sowie das heiße und mineralischen Quellen ausnehmen, während wir das Wasser unserer gewöhnlichen Bohrbrunnen hierher zählen. Denn es ist gleichgültig, ob das in der Erde sich ansammelnde Wasser durch die Natur, den Zufall oder durch Kunst seinen Abfluß erhält, die Hauptsache ist, daß das ursprüngliche Meteorwasser (Regen, Thau, Schnee) in den Erdschichten seine organischen Beimengungen absetzt und Kohlensäure sowie Kalksalze aufnimmt. Letztere werden beim Kochen wieder abgetrieben und bilden die Kalküberzug in den Theekesseln, den Kesselfeinstaub in den Dampfmaschinen. Je weniger Salze die Quellen enthalten, um so mehr ist ihr Wasser chemisch rein, was besonders bei denen der Fall ist, welche aus granitigem Gestein entspringen, z. B. die Gastein-Thermen, die kalte Loka-Quelle und der Porla-Sprudel in Schweden. Letzterer ist besonders dadurch so berühmt geworden, daß Bergelius in ihm die merkwürdige Quellsäure entdeckte, welche später in fast allen Quellen nachgewiesen wurde.

Wenn aber Quellen mineralische Bestandtheile in relativ größeren Mengen enthalten, so werden sie Mineralquellen genannt und je nach den vorwiegenden Agentien unterschieden in Eisenwässer, Schwefelwässer, alkalische Mineralwässer, Bitterwässer, kalterdige Mineralwässer, Kochsalzquellen (Sainen) und Säuerlinge, welche reich an Kohlensäure sind. Merkwürdigerweise hat man auch in Mineralquellen organische Materie gefunden, schleimige, feisenartige, harzige und animalische Stoffe, Zoogen, Glairine, Barégine genannt, welche besonders reichlich in den Quellen von Baréges, Aachen, Baden bei Wien u. Burscheid vorkommen.

Was die Temperatur der Quellen betrifft, so variiert sie je nach dem Gefrierpunkt bis zum Kochpunkt; denn wenn wir auch unmittelbar dem Eise entströmenden Gletscherwässer bei Eis lassen, so hat doch eine Quelle zu Signoles bei Limoux in Frankreich nur + 1° R., während der Geysir hochendes Wasser auswirft. Von anderen europäischen Quellen hat das Eisenwasser zu Nowosselja an der Wolga 3° R., das zu Twer und das San Morizzo im Engadin 4°, der Porla-Sprudel 5 1/2° und die Eisenquelle zu Alexibad 6 1/2°. Die heißesten Quellen nach dem Geysir sind die auf Jäsia mit 79°, auf Cuboca (Ardipso) mit 75°, zu Lamotte mit 67°, Burscheid 62°, Karlsbad 60° u. In neuerer Zeit ist abermals die Frage erörtert worden, ob kaltes oder warmes Wasser als Getränk gesundheitsdienlicher sei? Will uns scheinen, als könne man hier keine für alle Fälle passende Entscheidung treffen. Abgesehen von den Fällen, wo man bei erhöhtem Körper (nach dem Tanzen, auf Fußwanderungen beim Bergbesteigen u. s. w.) schon mit einem nur kühlen Getränk sich augenblicklichen Tod oder den Keim zur Lungenschwindkranken und andern langwierigen Krankheiten zuziehen kann, ist der Genuß von eiskaltem Wasser auch ohne vorangegangene Erregung häufig Veranlassung zu Catarrhen und Krämpfen des Magens. Jeder Alpenreisende weiß, wie notwendig es ist, dem kalten Quellwasser, welches man trinken will, etwas Spirituöses, z. B. Kirschgeist, zuzusetzen, und in Italien ist, wenn man überhaupt Gestrone genieschen will, der halbgefrorene Punsch, Ponche à Romaine, die zweckmäßigste Erfrischung. Daß der Arzt bei Magenblutungen, in der Cholera und andern Krankheiten Getränke zu verschlucken verordnet, kommt hier ebensovienig in Betracht, als daß man auch heißes Wasser zu Heilzwecken (Catarrhen, Magenkrämpfen, Erkältungen u. s. w.) oft mit großem Nutzen genießt. Andererseits ist es aber doch unläugbare Thatsache, daß der von Theorien und vorgefaßten Meinungen befangene Mensch zur Befriedigung seines Durstes, selbst im Winter, am liebsten ein Getränk von mäßiger Kühle wählt.

beruht auf einer Verwechslung von Durst und Erschöpfung, wenn man behauptet, an schwülen Sommertagen fühle den Körper am besten der heiße schwarze Kaffee. Dieser sowohl, wie Absynth, Portwein, schwedischer Punsch u. dgl. nützen mit Vorsicht genossen allerdings, aber nur indem sie die bei großer Hitze eintretende Erschlaffung und Abspannung beseitigen und alle Functionen zu erneuter Energie anfeuern, während ein allzureichlicher Genuß von Wasser, Limonade u. dgl. erschläft und die Transpiration ganz unerträglich macht. Im Ganzen entscheiden wir uns aber doch für die dem Durstgefühl entsprechende kühle Temperatur (8-12° R.) des Trinkwassers, ohne indeß mit Denen zu rechten, welche ihren Durst mit warmem Wasser stillen wollen.

Den großen therapeutischen Gebrauch des Wassers können wir hier nur andeuten. Außerlich wird es als Träger der Wärme oder der Kälte in der Form mannichfacher Bäder, Begießungen, Waschungen, Einhüllungen, Umschlägen, Abreibungen und dergl. angewendet, innerlich wird es meist als kaltes Getränk verordnet. Je nach der Anwendungsweise vermag man mittelst des Wassers nimmend, entzündungswidrig, beruhigend, kühlend, stärkend, erregend, selbst erhaltend auf den Kranken einzuwirken. In allen Entzündungen und fieberhaften Krankheiten (Rose, Scharlach, Malaria, Röteln, Blattern, Bräune u. s. w.), wo bei lebhaftem Pulse der Durst sehr gesteigert ist, macht sich der natürliche Instinct nach gutem Trinkwasser sehr bemerklich, denn alle diese Kranken hat die innere und äußere Anwendung des Wassers beim Tzuphus gehabt, bei Metallkrankheiten, z. B. bei der Quecksilber- und Blei-Dyskrasie, bei chronischer Gicht und Rheuma, bei Leberanschwellung, Gallensteinen, Hämorrhoidalzuständen, bei Erschlaffung des Magens, sowie bei Hypochondrie. Entschieden nachtheilig ist die methodische Anwendung des Wassers bei allen Schwindelknoten (Phthisen), bei Neigung zu activen Blutflüssen, bei Nierenmark- oder Gehirnerweichung, epileptischen Krämpfen und Krebs, kurz bei allen Krankheiten, in denen ein beschleunigter Stoffwechsel dem ganzen Organismus schädlich ist.

Wenn wir aus dem bisher Gesagten die Wichtigkeit guten Trinkwassers genugsam erkannt haben, um bei Wahl unsers Wohnortes unser Augenmerk auf dasselbe zu richten, so fragt sich nun noch, wie wir es prüfen und das schlechte möglichst verbessern können.

Dr. St.

(Fortsetzung folgt.)

### Eine alte Hotel-Rechnung.

Der Zoologe ist im Stande, aus Einem gegebenen Knochen das dazu gehörige Uebrige zu construiren und die Gattung des Thiers danach zu bestimmen. Ich will eines Mannes Lebensgeschichte schreiben, wenn Nichts von ihm übrig geblieben sein sollte, als seine Rechnungen. Gebt mir von Jemand die letzteren — wir wollen sagen, seit fünfundsanzig Jahren — und ich habe sein Tagebuch.

Ich las eben in meinem eigenen, d. h. in einem gewissen Abschnitt: in den Hotelrechnungen meiner Reisejahre, und sie führten mich, auch wenn die Erinnerung nicht das Jhrige am Hüde webte, alle Wandrungen und Wandlungen jener Zeit vor's Auge. Angenehm wirken sie alle, denn sie sind ja bezahlt, aber sehr verschiedene sehen sie sich an.

Da ist eine Rechnung: schüsselreiche Frühstücke, Mittag- und Abendmahlzeiten mit Champagner spielen darin eine große Rolle; ich höre förmlich die Banknoten knistern, welche sie bezahlt machten. Goldene Jugend, sonnige Welt nach überstandnem Tramen! Und nun hier — welcher Contrast! eines armen Pilgrims Zehrpennig! das Grau in Grau einer Studienreise... Da, ein anderes Päckchen neueren Datums: ach, aus meinen Pflasterwunden! Die Pariser Rechnungen sind selbstverständlich sehr hoch, dann aber werden die Rechnungen bescheidener, immer bescheidener. Es scheint fast, als reisten zwei Personen billiger, als Eine. Da ist unter Anderem eine Schweizer Gasthofnote, und an diese knüpft sich eine Geschichte. Ich will sie erzählen.

Fünfundzwanzig Jahre sind's. Meine Frau und ich be- handern uns wie gesagt auf der Hochzeitsreise, in der Schweiz. Unser Wagen fuhr, weil es steil ging, sehr langsam, so daß wir vorzogen zu Fuße das Gasthaus, in welchem wir übernachtet wollten, dicht unter der Paßhöhe, zu erreichen. Während wir emporsiegen, holten wir einen Herrn mit einem kleinen Knaben ein, offenbar Deutsche wie wir. Ich redete den Aelteren mit ein paar gleichgiltigen Worten an, daß der Abend sehr schön, und die Aussicht droben gewiß sehr lohnend sei. Der Fremde antwortete mir jedoch so einfüßig und verrieth so deutlich seine Abneigung, das Gespräch fortzusetzen, daß wir an ihnen vorübergingen. Er konnte dreißig und einige Jahre haben und war eine kleine Erscheinung, mit fast weiblich zarten Gesichtszügen. So schickte ich ihn anzufragen, so war mir doch ein kleines rothes Mal unter dem linken Auge aufgefallen und auch eine große Ähnlichkeit zwischen ihm und dem etwa sechsjährigen Knaben. Es waren offenbar Vater und Sohn. Der Kleine sah sehr blaß aus und schien müde, da sein Vater ihn auf die Arme genommen hatte. Wir ließen Beide bald hinter uns, und meine Frau fand es doch wunderbar, daß sie den ganzen Weg zu Fuße machten, denn wir hatten keinen Wagen gesehen, der ihnen gehören konnte; sie bedauerte den Kleinen, daß er so früh schon dergleichen Strapazen durchmachen müsse.

Inbessen, als wir am Ziel waren, hatten wir die Beiden nicht mehr im Kopfe, und nach einem sehr schmachtigen Abendessen, bei dem eine gewisse köstliche Forellenart — ich sehe das auch in der Rechnung — eine besonders große Rolle spielte, gingen wir wieder ins Freie und freuten uns des Mondes, der über dem Gebirgszinn emporsah. Als wir dann aber ins Hotel zurückkehrten, um eine Tasse Thee zu trinken, sahen wir im Gastzimmer den Knaben von vornhin schüchtern in einer Ecke sitzen. Der Tisch vor ihm war gedeckt, doch der Kleine berührte auch nicht das Brod, sondern wartete offenbar geduldig auf die Ankunft seines Vaters.

Seine großen blauen Augen blickten müd und traurig, sein blondes Lockenhaar hing wirr in die Stirn, keine zärtliche Hand hatte sich um ihn bemüht, und ich sah Thränen in den Augen meiner Frau, während sie mir zuflüsterte: „Das arme Kind hat gewiß keine Mutter.“

Wir blieben beim Thee länger, als nöthig. Das geduldige Kind saß noch immer schweigend in seinem dunklen Winkel; dann und wann schweiften seine Augen mit dem Ausdruck ängstlicher Erwartung zur Thür. Eine Stunde verstrich, und er, den wir für den Vater hielten, kam noch immer nicht.

„Ich begreife das nicht,“ sagte meine Frau in unwilligem Ton; „wenn Niemand dem armen Kinde zu essen bringt, so werde ich es thun!“

Ich machte einige Einwürfe: „Mein Herz, wir haben kein Recht dazu. Der Vater macht wahrscheinlich ein Schläfchen auf seinem Zimmer und wird jedenfalls nun bald herunterkommen.“

„Ein Schläfchen, in der That!“ rief meine Frau ganz ärgerlich. „Während das Kind hungert! Ich hätte große Lust, mich nach der Zimmernummer zu erkundigen und den Herrn zu wecken.“

In dem Augenblick vernahmen wir das Rollen von Rädern und lustiges Schellengeläute. Die Diligence hielt vor der Thür. Frierende, mannichfach vermunnte Passagiere — denn man vergesse nicht, daß wir 7-8000 Fuß über dem Meerespiegel uns befanden — kamen ins Zimmer und wärmten bei Thee und anderen Getränken ihre Laune auf. Die Pferde wurden inzwischen gewechselt, und bald ging's unter Peitschenthall und Schellengeläute wieder fort — nach Italien.

Das blaße Kind saß noch ruhig in dem düstern Winkel. Manchmal fiel das Köpfchen müde auf die Schulter nieder, und für einige Augenblicke hielt dann der Schummer es umfangen. Stets aber wachte es bald wieder auf und blickte nach der unfreundlichen Thür, welche, so oft sie sich öffnete, ihm doch nicht Trost brachte.

Die Diligence war etwa zwanzig Minuten fort, meiner Frau Unruhe hatte sich aufs höchste gesteigert. Da traten der Wirth und der Oberkellner in das Zimmer, blickten auf den kleinen Knaben, sprachen dann eilig und flüsternd miteinander und schützelten die Köpfe in geheimnißvoller Weise. Endlich nahte der Wirth sich unsemem Tische.

„Ich bitte tausend Mal um Verzeihung wegen meiner Frage, aber wissen der Herr und die Dame vielleicht irgend Etwas über den kleinen Herrn dort?“

„Nein, Nichts, als daß wir beim Heraufsteigen ihn und seinen Vater überholten.“

„Sonderbar. Vor einigen Stunden kamen die Beiden hier an. Der Vater nahm ein Zimmer und bestellte Abendbrod. Er sprach davon, daß sein Gepäck mit der Diligence eintreffe. Aber das war nicht der Fall, der Conducteur wußte von keinem Gepäck, das hier abzuladen wäre.“

„Vielleicht handelt es sich um ein Mißverständnis,“ warf ich ein.

„Unmöglich. Die Controle ist sehr gewissenhaft. Und wo ist der Herr geblieben?“

„Ist er denn nicht auf seinem Zimmer?“

„Gott bewahre! Der Herr ist sofort, nachdem er das Abendessen bestellt hatte, wieder weggegangen.“

Meine Frau sah auf das verlassene Kind. Es schien zu ahnen, daß wir von ihm sprachen. Sie konnte sich nicht länger halten, sondern stand auf und begab sich zu dem Kleinen. Er schien Anfangs scheu, aber ihr gutes, liebes Gesicht beruhigte ihn.

„Du wartest auf Deinen Papa?“ fragte sie, neben ihm Platz nehmend. Er murmelte „Ja,“ und man sah einen stummen Kampf in seinen Zügen, nicht in Weinen auszubrechen.

„Du bist wohl recht müd und hungrig?“ fragte meine Frau weiter und streichelte sein Haar. „Weißt Du nicht, wohin Dein Vater gegangen ist?“

„Nein, er hat nur gesagt, daß er bald zurück sein würde, und daß wir dann Etwas zu essen bekämen.“

Meine Frau und der Wirth suchten nun den Knaben zu bewegen, er möge immer anfangen zu essen, sein Vater werde einen Umweg gemacht oder sich sonst wie verspätet haben. Aber verzweigs — keine Bitte, keine Vieblosung half, er blieb dabei: „Ich danke, ich muß auf den Vater warten.“ Meine Frau fürchtete endlich, ihn noch ängstlicher zu machen, und so ließ sie von ihm ab und setzte sich wieder zu mir; aber sie bestand darauf, daß wir im Zimmer blieben. Unlustig blätterten wir im Fremdenbuch.

Veinahe noch eine Stunde war verfloßen. In der düstern Ecke war es nicht mehr still. Der Muth des kleinen Helden schien geschwunden; er schluchzte, als wollte das Herz ihm brechen. Da eilte meine gute Frau wieder zu ihm hin und schloß ihn in die Arme.

„O Vater! Vater!“ rief er in seiner Seelenangst, „wie kannst Du mich so lange allein lassen! O Vater, komm, komm!“

Durch sein Wehklagen hindurch vernahm ich ein Geräusch auf dem Flur, die Schritte Ankommender und dann das Durcheinander verschiedener Stimmen. Einen Moment darauf blickte der Wirth mit einem bestürzten Gesicht ins Zimmer und winkte mir. Ich begab mich sogleich hinaus und fand den Hof voll von Leuten.

Einige Bauern waren eben angelangt mit dem verstümmelten Leichnam eines Mannes, den sie, eine Viertelmeile entfernt, am Fuße eines steilen Abhanges gefunden. Man zog die Decke vom Todten, der im Hofe auf der Erde lag, und sofort erkannte ich den Fremden, den Vater des Knaben. Ein kalter Schauer faßte mich an, da schlug plötzlich ein lauter Schrei an mein Ohr.

In der Thür riß sich der Knabe vom Arm meiner Frau los, die ihn zurück zu halten suchte.

„Wo ist Vater? Ich weiß, er ist hier!“ Und, plötzlich mit Weinen innehaltend, warf er seine Augen wild umher.

„Warum sagt Ihr mir nicht, wo Vater ist? O! wer liegt da auf der Erde?“ und bevor man es zu hindern vermochte, stürzte sich der Knabe auf die Leiche und legte seine Wange auf die kalten, bleichen Lippen, die ihn nie mehr küßten, ihm nie mehr ein Wort der Liebe zuflüstern sollten.

Sanfte Hände richteten ihn auf und trugen ihn nach dem Zimmer, das der Todte bestellt hatte, ihn dort zur Ruhe bringend. Er war plötzlich ganz still geworden, weinte nicht mehr und sprach kein Wort. Wir blieben die ganze Nacht an seinem Bett und auch den folgenden Tag. Ein hitziges Fieber hatte das Kind ergriffen. Der Arzt ward aus dem Thal gerufen. Er gab keine Hoffnung...

Ehe das nächste Morgenroth die Gletschergipfel küßte, war das kleine Herz gebrochen...

Wald darauf — in Mailand, glaub' ich, war's — las ich in einer deutschen Zeitung den Sterbefried eines Mannes mit rothem Mal unter dem linken Auge; und nach meiner Rückkehr in die Heimath vernahm ich die ganze Geschichte. Unglückliche Speculationen hatten einen bisher Makellosen dem Ruin und dem Ver-

brechen in die Arme geführt. In der Stunde der Versuchung beging er eine Fälschung. Sie ward entdeckt, und er flüchtig, mit seinem mütterlosen Knaben. Ob er nun in einem Unfall von Verzweiflung sich selbst den Abgang hinuntergestürzt oder ob er einen zufälligen Fehltritt gethan — wer kann es und will es entscheiden. Vater und Sohn wurden in einem Grabe auf dem Kirchhof des nächsten Gebirgsdorfes bestattet, wir ließen ein einfaches Kreuz darauf errichten, und meine Frau schmückte es, bevor wir schieden, mit einem Immortellenkranz. [2683]

### „Doch der Segen kommt von oben.“

Von Dr. Schulze-Hausdorf.

Die ursprüngliche Heimath derjenigen Gewächse, welche das Menschengeschlecht seit früher Zeit begleitet haben, ist wie das Vaterland der Hausthiere in Dunkel gehüllt. Wir kennen nicht die Heimath der Getreidearten, des Weizens, des Roggens, der Gerste und des Hafers. Eben wenig wissen wir, wer zuerst der prunklosen Lehre das Geheimniß ihres nährenden Mehles abgefragt, wer mit dem Pfluge die erste Furche gezogen hat.

Bergeblieb haben Forscher alle Welttheile nach den Stammeltern der Nutzpflanzen durchsucht. Zwar verlegen Pflanzengeographen das Vaterland des angeblich ältesten Getreides, der Gerste, in die tibetanische Hochebene; von dem Weizen berichtet Strabo, daß er im Lande der Muskaner, dem heutigen Sindh, wildwachsend gefunden worden sei; den Roggen sollen erst die Hunnen mit dem Buchweizen aus den Steppen Asiens gebracht haben, während er nach anderen Behauptungen auf den griechischen Inseln wild wächst; der Hafer soll aus Persien stammen u. s. w. Aber alle diese Nachrichten entbehren eines beweiskräftigen Grundes; sie beruhen auf Hypothesen, aus willkürlichen Deutungen alter Autoren geschöpft, oder aus — Schiffererzählungen. Wir haben bis heute das Recht zu sagen: Unsere Hauptculturpflanzen existiren nicht mehr im ursprünglichen, wilden Zustande.

Der Mensch, der aus verschiedenen Pflanzen-Classen seine Nahrung wählt, hat die Erhaltung seines Daseins hauptsächlich den Getreidearten zu verdanken. Diese Grasarten, die sich mit jedem Ackerboden und fast mit jedem Klima befreundet, welche die Alpen wie die Sumpflust vertragen, welche bei Frost und am Niger gedeihen, diese Pflanzen nähren den weißen, braunen und schwarzen Menschen.

Alte Culturvölker, wohl einsehend, daß nicht menschliches Wissen, sondern göttliches Schaffen ihnen die mehrreihigen Körner gesendet habe, erwiesen der Ceres (Demeter), der sie die Einführung der Getreidecultur zuschrieben, göttliche Ehre.

Griechenland feierte unter dem Namen der eleusinischen Feste alljährlich ein Erntefest, das an Großartigkeit von keinem andern Feste übertroffen worden ist. Einfache Symbole des Ackerbaues schmückten den Tempel, der 30,000 Menschen faßte, und erhebend war es, wenn die versammelten Stämme Griechenlands ihre Gesänge zum Preise der Demeter empor steigen ließen. Mögen uns die freundlichen Leserinnen verzeihen, wenn wir hier eine jener alten Oden anfügen:

#### Rauchopfer der eleusinischen Demeter.

Dämon, vielfach benannt, Allmutter, Göttin, o Deo, hehre Demeter, du Amme der Jugend, mit Gütern begabend, Reichthum spendend und während die Saat, allgebende Göttin, die sich des Friedens erfreut und vielanstrengender Arbeit; Säerin, Häuferin, Segen der Tenne, begüdnend die Saaten, die du die Wohnung erwählst in Eleusis heiliger Thabucht; Holde, Ersehnte, die du, was sterblich ist, Alles ernährst, die du zuerst anjochtest den adernenden Acker der Stiere und amuthige Fülle der Nahrung den Menschen gedenkst; Wachsthumförderin, strahlenden Nimbus, du Genosin des Bacchus, Fackelträgerin, Reine, der Sichel der Ernte dich freuend, Unterirdische du, du Leuchtende, Allen auch liebend; hehre, den Kindern Geheißten verleihest, sie liebend und nährend, Schreitend unter das Joch an den Wagen mit Zügeln die Drachen, Rings umschwärmend den eigenen Thron in freisiedenden Wirbeln, Eingeborne, doch kinderreich, hochachtbar den Menschen, Vielfach bunter Gestalt, vielblumiger, heiligen Sprossens; Selige, komm, o Reine, befestigt mit Früchten der Ernte, Frieden bring' uns herab und erstentliche Ordnung der Rechte, Reichthums Segen die Füll' und die Fürstin von Allen, Gesundheit!

Wenn wir bereits bemerkten, daß der erste Anbau unserer Getreidearten schon in vorgeschichtlicher Zeit geschehen sein muß, so ersehen wir auch aus den ältesten Denkmälern und Schriften, daß die Cerealien der alten untergegangenen Culturvölker ganz dieselben waren, die wir noch heute bauen. Weizenkörner, die aus vor 3000 Jahren erbaut worden waren, brachte man zum Keimen, und siehe da — es war Talaveraweizen. Auch hat man diese Früchte schon in den ältesten Zeiten so wie heute verwendet. „Und ich will euch einen Bissen Brod bringen, daß ihr ewer Herz labet. Abraham eilte in die Hütte zu Sarah und sprach: Eile und menge drei Maß Semmelmehl, knete und backe Kuchen“ (1. Mosis 18, 5 und 6).

Weizen, Dinkel, Einkorn und Gerste sind diejenigen Getreidegräser, die in den frühesten Zeiten das wandernde Menschengeschlecht von einem Erdstrich zum andern begleiteten. Roggen und Hafer, beides nordische Pflanzen, sind in den wärmeren Klimaten erst später angebaut worden. Griechen und Römer kannten den Roggen nicht, und erst unter den Hofenstaufen kam diese Frucht nach Italien, welche noch jetzt in Calabrien Germano und auf Sicilien Gran tedesco (deutsches Korn) genannt wird.

Der erste ausgedehnte und regelmäßige Getreidebau in Deutschland tritt bei den Alemannen auf, welche durch die dichte Bevölkerung Galliens zum Stehen gebracht und durch das Beispiel derselben und der Römer zur Nachahmung gereizt wurden. Bei ihnen finden wir auch bereits die Hirse, und der Ackerbau blühte in Alemannien schon früh in solcher Ausdehnung, daß Probus den Einwohnern neben einem beträchtlichen Tribut an Hornvieh und Pferden eine bedeutende Getreidelieferung auslegen konnte, und daß im vierten Jahrhundert, zur Zeit des Honorius, bei einer Theuerung in Italien Getreide aus Alemannien dahin geführt wurde.

Europa erhielt in frühen Zeiten die meisten Pflanzen aus dem mit den mannichfaltigsten Producten ausgeflatteten Asien, ohne ein Gegengeschick machen zu können. In neuerer Zeit hat nun aber Europa an Amerika und Australien, welches letztere namentlich arm an Getreidearten und Hausthieren war, beides abgegeben und auf diesen großen Continenten ein neues Culturleben geschaffen.

So wird fort und fort der Plan der göttlichen Vorsehung gefördert, indem mit den Pflanzen des einen Welttheils, des einen Landes die anderen bereichert und verschönert werden. [2684]

### Frauen als Aerzte.

Die Umsicht und Ausdauer der Frauen als Wärterinnen am Krankenbette wird wohl von Niemand bestritten und eben jetzt wieder von Tausenden unserer Verwundeten wohlthunend empfunden werden. Schon dadurch verrät sich ein gewisses Talent der Frauen für den Heilberuf, und wir können im Interesse sowohl der Erweiterung ihres Erwerbsgebietes wie im Interesse ihrer leidenden Schwestern die Ausbildung und Ausübung dieses Talents nur wünschen. Mehrere Hochschulen haben die Frage, ob Frauen Aerzte werden können und dürfen, praktisch durch die Zulassung von Frauen zu den medicinischen Collegien wie zur Promotion bereits gelöst; wir wollen aber einmal auch die Geschichte auf jene Frage antworten lassen, d. h. durch Beispiele darthun, daß es, so lange es eine Geschichte gibt, auch weibliche Aerzte gegeben hat. Und wenn wir die ewigjunge ältere Schwester der Matrone Geschichte, wenn wir die Natur befragen oder wenn wir in die frühesten Zeiten hinaufsteigen, da die Geschichte noch als sprachloses Kind in der Wiege schlummerte, und uns die Frage vorlegen, welche Annahme wohl die der Natur angemessenere sei: ob ein Mann oder eine Frau hilfsreich die Heilung der ersten Krankheiten, der ersten körperlichen Leiden, welche die Menschheit heimsuchten, besorgte, so gibt uns wir möchten sagen das Gefühl die Antwort darauf. Heute noch sind bei den wilden Stämmen Medicin und Zauberei größtentheils in Frauenhänden, und so wird es auch in jenen Urzeiten gewesen sein: Während die Männer für die Nahrung sorgten, lag es den Frauen ob, die Mittel zur Heilung von Wunden und Hebung von Krankheiten zu beschaffen, die Kräuter aufzusuchen, deren heilsame Wirkung sie, wer kann wissen wie, zuerst erprobt hatten, oder neue Kräuter auf ihre Kraft zu prüfen.

Soweit Odyssee und Ilias als Zeugnisse gelten können, beweisen sie uns, daß die Frauen des frühesten Alterthums die Heilkunst übten. Der erste Gesang der Iliade sagt dies von der goldhaarigen Jungfrau Nigamede. Aus späterer hellenischen Zeit könnten wir die Stelle aus einer Tragödie des Euripides anführen, welche entschieden darthut, daß es damals nicht bloß männliche, sondern auch weibliche Aerzte gab.

Auch sind uns die Namen einzelner griechischen Frauen, die wegen ihrer ärztlichen Kunst berühmt waren, aufbewahrt worden, so die Olympias von Theben, deren großer Ruf auch von Plinius bestätigt wird, so ferner Aspasia, aus deren Schriften über „Frauenkrankheiten“ sich Stellen in den Werken des mesopotamischen Arztes Aetius fanden. Hyginus berichtet, daß die athenischen Jungfrau Agnodice ärztliches Geschick habe beantragen lassen, daß der ärztliche Beruf allen freigebornen Frauen des Staates gestattet wurde. Doch lassen wir die Wahrheit dieser letzteren Mittheilung dahin gestellt.

Die Mysterien und frommen Anstalten des Mittelalters bargen nicht nur die damaligen literarischen Schätze, sondern waren als die Heimstätten der freiwilligen Wohlthätigkeit — der Armenpflege jener Zeiten — auch die Hospitäler und offenen Krankenhäuser. Aber die Krankenpflege, die Sorge für die Siedenden und Verwundeten lag nicht bloß den Mönchen, sondern mehr wohl noch und hauptsächlich den Nonnenklöstern ob, und dies macht es schon für sich allein wahrscheinlich, daß die ärztliche Kunst, insofern es eine solche bereits gab, im Besitz ebensowohl der frommen Schwestern, als der Brüder der verschiedenen religiösen Orden war. So singt eine alte Ballade vom Ritter Zumbras, dessen Wunden die Nonnen pflegten:

„Wechselweise sie machten Salben neu,  
Zu legen auf die Wunden sein.  
Gaben ihm Weich und frischen Erant  
Und heilten so den Ritter sanft.“

Im 14. Jahrhundert stand die hohe Schule zu Salerno in großer Achtung. In der Chronik derselben wird auch eine Frau, mit Namen Abella, erwähnt, welche dort als Arzt wirkte und mehrere medicinische Bücher in lateinischer Sprache schrieb. Zu Anfang des folgenden Jahrhunderts lehrte eine italienische Dame, Dorothea Bucca, als ordentlicher Professor der Medicin an der Universität zu Bologna; auch enthalten die Annalen dieser Universität den Namen einer Alessandra Gigliani, welche als Student der Anatomie eingeschrieben war.

Im 16. Jahrhundert lebte zu Alcaraz in Spanien Olivia Sabuco de Nantes, deren medicinische Werke im Jahre 1558 zu Madrid gedruckt wurden.

Daß auch in England während jener Jahrhunderte Frauen ärztliche Praxis ausübten, läßt sich aus Verschiedenem schließen. Im Jahre 1421 wurde Heinrich V. eine Petition überreicht, daß, bei Strafe langer Gefängnißhaft, keiner Frau gestattet sein möchte, „ärztliche Furscheret“ zu treiben. Als einige Jahre später das Collegium der Aerzte und Wundärzte ins Leben trat, erschien zugleich ein Gesetz „zum Besten und zum Schutze unterschiedlicher Personen, Männer sowohl als Frauen, welchem Gott die Kenntniß der Natur, der Art und Wirkung gewisser Pflanzen, Wurzeln und Flüssigkeiten verliehen und mit dem Gebrauch und Dienst solcher ausgestattet habe, auf daß sie aus Nächstenliebe und um Gottes willen Denen helfen, die von schweren Krankheiten befallen sind“ . . .

Von Engländerinnen ist besonders Lady Anna Halkett zu nennen. Sie war geboren im Jahre 1652, als Tochter des damaligen Provost am Eton-College in Oxford. Sie studirte Theologie, dann Arzneiwissenschaft und Chirurgie. Die namhaftesten Aerzte des Königreichs fühlten sich nicht herabgesetzt, wenn die vornehmen Leute, deren Hausärzte sie waren, Lady Halkett consultirten. — Fast eine Zeitgenossin von ihr war Elisabeth Lawrence, die nachherige Gemahlin Samuel Bury's, der auch ihre Lebensgeschichte geschrieben hat. Derselbe betheuert, daß es keine aufmerksamere, zartfürgigere und aufopferungsvollere Frau, als Elisabeth gegeben habe. Ihre Herzengüte und humane Gesinnung sowohl, als eigene Kränklichkeit hatten sie auf das Studium der Anatomie und Medicin geführt, welchem sie sich auf das leidenschaftlichste hingab. Sie fand dafür bei dem männlichen Geschlechte nicht gerade bereitwillige Unterstützung, und mochte dies dazu beigetragen haben, daß sie sich oft mit Bitterkeit über die gelehrten Herren äußerte, welche dem Streben des schwächeren Geschlechts, in das Wesen der Dinge einzudringen, mit wenig Liebe und Hilfsbereitschaft entgegen kämen. „Und doch, meint sie, könne kein Mensch behaupten wollen, daß das Geschlecht eine Verschiedenheit der Seele mit bezeichne.“

Der Gatte berichtet dann weiter, sie habe es in ihrer Wissenschaft so weit gebracht, daß die ersten Größen der Facultät oft mit Erstaunen zuhörten, wie sie die schwierigsten Fälle entschied und die scharfsinnigsten Diagnosen stellte. Dennoch blieb sie stets miß-

traulich gegen sich selbst; die Fälle aber, in denen sie erfolgreich für die Erhaltung von Menschenleben wirkte, sind nach unserm Gewährsmann zahlreich.

Auf italienischem Boden ragt in neuerer Zeit Bologna durch die liberale Ermunterung hervor, die es gelehrten Frauen zu Theil werden ließ. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte dort der Lehrstuhl der Anatomie dort Frau Anna Morandi Mazzolini inne, deren vorzügliche in Wachs ausgeführten anatomischen Modelle der Stolz des Museums in Bologna wurden. Sie war gleich ausgezeichnet durch ihre Begabung und seltene Gelehrsamkeit, wie durch ihr angenehmes Wesen, welches der Dichtglanz eines feinen und edlen Gemüthes war. Ihr Ruf drang zu den Ohren Kaiser Joseph's II., und als er sie im Jahre 1769 besuchte, ihre anatomischen Werke gesehen und sich mit ihr unterhalten hatte, überhäufte er sie mit öffentlichen Ehren. Sie starb im Jahre 1774. Ihr Beispiel scheint aber manche ihrer Landsmänninnen angefeuert zu haben, denn im nächsten halben Jahrhundert sehen wir eine Anzahl italienischer Frauen aufs ernsteste sich medicinischen Studium widmen, und zwar mit Genehmigung der Universitäten. Im Jahre 1788 erhielt Maria Petrocchini den medicinischen Doctorgrad zu Florenz, und kurz darauf finden wir sie in Ferrara Anatomie lehren in Gegenwart medicinischer Professoren. Sie heirathete den Signore Feretti und hinterließ einige Schriften über die physische Erziehung von Kindern. — Ihre Tochter, Jaffini Feretti, scheint ihr Talent geerbt zu haben; denn sie studirte Chirurgie an der Universität Bologna und erhielt hier auch den medicinischen Doctorgrad.

Noch heller glänzt in den Annalen der medicinischen Wissenschaft Maria delle Donne, welche ebenfalls zu Bologna studirte und im Jahre 1806 den Doctoritel erwarb. Sie übte ununterbrochen die medicinische wie chirurgische Praxis aus und wurde von Napoleon Bonaparte auf den Lehrstuhl für Geburtshilfe in Bologna berufen. Als der „Raccogliatore Medico“ im Jahre 1842 ihren Tod meldete, bezeichnete das Blatt sie als „eine der wissenschaftlichen Berühmtheiten Bologna's.“

In Frankreich wurde Madame Lachapelle in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als eine der befähigtesten Lehrerinnen für Geburtshilfe genannt und geehrt. Sie hat auch einige werthvolle Schriften darüber hinterlassen. Ihre Mündel und Nachfolgerin auf dem Lehrstuhl, Madame Rocini, übertrug sie noch in medicinischem Wissen und Geschick und mit ihren literarischen Beiträgen zur Anatomie. 1814 wurde sie an der Seite des Marquis de Belloi zum Mitdirector am Hospital für das Departement der Seine und Dife ernannt und mit der Leitung eines Militär-lazareths in eben diesem Departement, sowie 1815 mit der Leitung eines anderen solchen betraut. Sie erhielt für die Dienste, welche sie in diesen Stellungen leistete, ein officielles Dankdiplom, und die Universität Marburg ernannte sie zum Ehrendoctor.

Auch Deutschland hatte schon im Jahre 1699 einen weiblichen Arzt, Elisabeth Knillen, von welcher berichtet wird, daß sie große Kenntnisse in Medicin und Chemie gehabt, auch mehrere hygienische Werke verfaßt habe. In unserem Jahrhundert war wohl Frau von Siebold die Erste, welche von einer deutschen Universität und zwar von Gießen zum Ehrendoctor ernannt wurde. Ihre Tochter Marianne, nachherige Frau Dr. Heidenreich, studirte in Göttingen und Gießen, machte hier den vollständigen medicinischen Cursum durch und erwarb den Doctorgrad im Jahre 1817. Sie starb im Jahre 1859.

Im Britischen Museum befindet sich handschriftlich ein Buch aus dem Jahre 1521, betitelt: The Boke of the Cyte of London, by Christine Du Castel. Dasselbe enthält folgende Stelle (wir übersetzen sie): „Ich wundere mich sehr über die Ansicht einiger Männer, daß ihre Töchter oder Frauen keinesfalls Wissenschaften erlernen dürften, weil sie dadurch ihre Stellung erniedrigten. Dergleichen soll nicht gesagt und kann nicht bewiesen werden. Wie soll sich eine Frau durch Kenntnisse erniedrigen? Heißt es doch, was Natur verleiht, kann Einem nicht genommen werden.“ Wir führen die Stelle nur als einen Beweis für das Alter der Frauenfrage an.

Nach der Versicherung einer Engländerin, Sophie Jey Blake, gebe es zur Zeit in England nur eine Dame, welche die geistliche Qualifikation hat, den ärztlichen Beruf ordnungsmäßig auszuüben. Obwohl dieselbe aber seit kurzem erst practicirt, so ist ihre Zeit doch bereits völlig in Anspruch genommen, was in England, bei einem jungen Arzte zumal, nicht so bald der Fall zu sein pflegt. Im vergangenen Jahre wurden ihr 9300 Besuche honorirt, die zahlreichen Recepte abgerechnet, welche sie armen Frauen ordinarirte. — Miß Jey Blake knüpft daran aus ihrer eigenen Erfahrung in Amerika noch die Bemerkung, es sei ein thatsächlich falsches Argument, wenn behauptet werde, daß die Frauen im Allgemeinen zu Aerzten ihres Geschlechts weit geringeres Vertrauen haben würden, als zu männlichen Aerzten. In vielen Fällen würden sie es im Gegentheil entschieden vorziehen, sich von einem wirklich gebildeten weiblichen Arzte behandeln zu lassen. Aus Indien meldete neulich die „Delhi-Gazette“, daß dort ein großes Verlangen nach eingebornen Frauen obwalte, welche weibliche Kranke und Kinder zu behandeln vermöchten. Die indischen Frauen fürben oft lieber, als daß sie einen männlichen Arzt zuließen. Von der Regierung seien daher für Indien auch bereits die Vorbereitungen zu einer „Female Medical Mission“ getroffen.

Aus dem russischen Asien richteten vor ungefähr acht Jahren einige der fast noch wilden Stämme die Bitte an die kaiserliche Regierung, man möge ihnen doch gelehrte Frauen für die Geburtshilfe senden. Die Regierung willfahrte diesem Wunsche; sie trug alle Kosten für die Ausbildung und den Unterhalt derjenigen Frauen, die sich zu der Mission bereit erklärten. Nach einiger Zeit petitionirte der Stamm der Kirgisen von Neuem dahin, daß die Frauen, welche ihnen geschickt würden, auch einigermaßen in der Medicin tüchtig sein möchten. Eine der Frauen, welche zur Zeit gerade den Cursum durchmachten, hörte von diesem Anliegen und schrieb den Kirgisen, daß sie nach einem gründlichen Studium der Medicin als qualifizirter Doctor zu ihnen zu kommen Willens sei. Auf ihr durch Vermittelung der Kirgisen von einem russischen General unterstütztes Gesuch erhielt sie auch sofort die Erlaubniß, in die Akademie zu St. Petersburg als ordentlicher Student der Medicin einzutreten. Die Kirgisen haben dann reichlich und regelmäßig die Gelder zu ihrem gesamteten Unterhalte gesandt und ihr lebhaftes Interesse für Wohlergehen und Gedeihen ihres weiblichen Doctors auch dadurch bezeugt, daß sie sich von Zeit zu Zeit förmliche Bülletins darüber zuschicken ließen. Als sie im Sommer 1868 aber vernahmten, daß der Doctor selbst Patientin sei, so sandten sie Geld speciell mit der Bestimmung, daß sie am ersten Feiertage nach der Genesung ausgehen und sich einen vergnügten Tag machen möge, und ließen sich ein Extra-Bülletin schicken.

Welch' ein weites, fast bedenklich weites Feld öffnet sich den Frauen der europäischen Länder für den ärztlichen Beruf, wenn sie so das Verlangen nach weiblichen Aerzten im fernen Osten, Nord- oder Süden um sich greift! — Im Auswanderungslande des transatlantischen Westens hat sich zwar in neuester Zeit fast ein Eldorado für den weiblich-ärztlichen Beruf eröffnet; doch die Amerikanerinnen haben diesen selbst schon so lebhaft ergriffen, daß einzelne unserer deutschen Landsmänninnen drüben nur die bessere Gelegenheit aussuchten, sich in den verschiedenen Zweigen der Kunst des Aesclepias oder Chiron theoretisch und praktisch auszubilden.

Nach dem Berichte eines Hospitals in Boston, dessen Verwaltung ausschließlich in den Händen von Frauen ist, belief sich dort die Zahl der Kranken — nur Frauen und Kinder werden aufgenommen — im Jahre 1867 auf 198; außerdem holten sich in der Anstalt ärztlichen Rath 281, und 4576 Personen wurden aus der Apotheke der Anstalt mit Arzneien versorgt, ebenfalls Frauen und Kinder. Letzteres nahm die Hilfsquellen des „Frauen-Hospitals“ übermäßig in Anspruch, und es mußte daher verfügt werden, daß Medicamente unentgeltlich nur gegen einen beglaubigten Arzeneischein verabfolgt werden sollten; obwohl nun aber die Stadt-Apotheke ebenfalls Medicamente unsonst an Arme gibt, holten sich im Jahre 1868 doch noch 3226 Personen solche aus dem Hospital. — In Newyork erhielten im Jahre 1867 nicht weniger, als 6354 Patienten Medicamente aus der von weiblichen Aerzten geleiteten Apotheke; außerdem ließen sich von diesen 545 Personen im Hause behandeln.

Unsere Gewährsmännin, Miß Blake, fügt der obigen Mittheilung über das Hospital für Frauen und Kinder in Boston noch die Worte hinzu: „Aus längerer Erfahrung kann ich versichern, daß ich als Student in jenem Hospital sehr oft von den Vorzügen einer ärztlichen Behandlung der Frauen durch Frauen überreicht wurde. Zahlreiche Fälle habe ich vor Augen gehabt, in denen Kummer und Schüchternheit viel lieber und leichter die ärztliche Hand einer Frau zuließen, wo schwererliche Fürtroß und Rath weit eher die geeignete Hilfe leisten konnte, als sie es mit bestem Wissen und Willen ausgestatteter junger Arzt hätte gewähren können. Vielleicht finden wir die Lösung einzelner unserer trübsten socialen Probleme, wenn gebildete und seelenreife Frauen in beständige Berührung mit unsern moralisch und physisch kranken Schwestern kommen.“

### Die gute Stube.

Ein Wink für bescheidene Haushaltungen.

Gefällt Ihnen die Wohnung? — Ganz gut, aber es ist ein Zimmer zu wenig. Sonst würde Alles passen. Hier meine Bräutigams künftiges Zimmer, hier Wohnstube, Schlafstube, Garderobekammer, Mädchengelaß, Speisekammer, Küche — liegt Alles sehr bequem, aber ich kann die Wohnung nicht brauchen, mir fehlt die gute Stube.

So spricht die Braut. Ich aber sage Dir, liebes Bräutchen, wenn Du auf meinen Rath Etwas gibst, so miethest Du die hübsche Wohnung, und der Mangel einer guten Stube wird Dir nicht fühlbar werden. Meine Eltern, wirst Du sagen, haben auch eine gute Stube. Gut, aber stelle sie Dir vor. Tritt aus dem angenehm durchwärmten Wohnzimmer hinein: eine eilige Luft weht Dich an, und Dämmerung umfängt Dich. Denn da die „gute Stube“ nicht bewohnt wird, ist sie auch nicht geheizt, und ewig die Rouleaux niedergelassen. Gleichwohl ist Deine Achtung vor der guten Stube nicht gering; Du erinnerst Dich an Papa's Seufzer, als er für die Damastpolsterung der Möbelgarnitur, für die Bilder, den Kronleuchter, den Teppich u. s. w. die Rechnungsbüchlein bezahlte. Was soviel Geld gekostet hat, muß doch auch sein Gewicht sein? — Kostbar ist sie, aber schön? Was ist denn Schönes an ihr? Der Teppich ist zusammengewollt, Stühle und Sopha sind mit weißen Tüchern verhängt und sehen in dem zweifelhaften Lichte wie beschnitzte Gräber aus, und der Kronleuchter ist mit Gaze bezogen. Dabei keine Ordnung! Wer mit den Geheimnissen einer guten Stube unbekannt, würde glauben, Du zeigst ihm ein Kumpelkammer. Da liegt auf dem Sopha Mama's neues Kleid, das der Schneider soeben gebracht hat, das aber noch geändert werden und so lange in der „guten Stube“ logiren muß. In den Armen eines Fauteuils ruhen große Padete, mit Kleidungsstoffen angefüllt, am Fenster hängt ein Sammetmantel, in der Ecke steht ein großer Holzcarton, und — nein, ich täusche mich nicht — es sind wirklich Stiefel, die dort unter dem Tisch herumliegen. Es ist ja in der nächsten Woche ein Geburtstag, und wo soll man die Geschenke anders unterbringen, als in die „gute Stube“? Zwar, man hätte hinten in der Garderobekammer Schränke genug; aber hier ist's bequemer, die gute Stube liegt so inmitten der anderen, und die Sachen stören ja Niemand. Also hinein in die „gute“ Stube!

Freilich kommen auch Tage, an welchen dieselbe ein ganz anderes Aussehen gewinnt. Da fällt das Licht des Kronleuchters strahlend herab auf die von den Bezügen befreiten Möbel, wird der Tritt gedämpft durch den weichen Teppich, und Papp- und Carton's und Stiefel sind in die Kammer gewandert. Es ist Gesellschaft, und die „gute Stube“ kann sich endlich einmal ihrer wahren Würde zeigen, nämlich als Gesellschaftsstube. Achte einmal darauf! Deine nächsten, liebsten Bekannten, die Dich öfter besuchen, auch wenn die Thüren der guten Stube verschlossen sind, sie ziehen sich in die gewohnten Räume, und selbst fühlst Dich gar nicht heimlich im Parabeszimmer und weißt nur aus Höflichkeit für die selteneren Gäste darin. Du weißt ja, am andern Morgen ist Glanz und Pracht vorbei, wie sich im Märchen das herrliche Feenschloß in eine kleine, scheinbare Hütte verwandelt, so sieht am nächsten Tage die prächtige „gute Stube“ wieder dunkel und ungasflich aus.

Ist es denn nun wirklich so nöthig, eine gute Stube zu besitzen? Muß man für die eine große Gesellschaft, die man jährlich ladet, so viel Geld ausgeben, für das man nicht nur keine Annehmlichkeit, sondern das Unbehagen hat, in seiner Wohnung ein Zimmer zu wissen, in dem man sich nicht heimlich wohlfühlt?

Ich spreche natürlich nicht für die glücklichen Reichen, deren Wohnung jedes Zimmer „salonfähig“ ist. Ich sage zu denen, die gleich mir in bescheidenen Verhältnissen leben: eine Stube, in welcher mehr Geschmack, als Pracht, weniger Prunk als Behagen sich offenbart, wird vielleicht nicht eine „gute“, aber sicherlich die beste Stube sein.

### Eine deutsche Kaiserstochter.

Historische Skizze von Ludovica Hefekiel.

Zu den geeignetsten Strichen unseres deutschen Vaterlandes gehört unstreitig das schöne, blühende Thüringen; grüne Berge und blaues Wasser, hohe Dome und alte Burgen wechseln mit einander ab; die strenge Schönheit des Hochgebirges fehlt zwar dem lieblichen Lande, aber es trägt den Charakter einer fast weiblichen Milde, und sein grüner Friede schmeichelt sich in Lug' und Herz, so daß es Jedem unbergessen bleibt, der ihm einmal im Blütenanfluge sah. Nicht nur eine Geschichte hat Thüringen, auch Sage und Poesie haben dort immer einen guten Boden gefunden; es singt und klingt durch das ganze Land, am düftigsten und üppigsten aber prangt die blaue Blume der Dichtkunst auf jenem mehr als 1300 Fuß hohen bewaldeten Berge über dem Städtlein Eisenach, der die Wartburg trägt. Schon bei dem Namen der Burg taucht das ganze Mittelalter in seiner edelsten Gestalt auf, tapfere Ritter und schöne Frauen, edle Sängler und kluge Gelehrte stehen vor dem inneren Auge. Geschichte und Sage gehen auf der Wartburg so eng verschwistert Hand in Hand, daß es vergebliche Mühe ist, sie zu trennen. Der heiligen Elisabeth Rosen und Dr. Martin Luther's Dintensaß, Landgraf Hermann's Sängerkrieg und Ludwig's kühner Sprung, sie stehen alle auf der Grenze zwischen Sage und Geschichte. Aber nicht nur glänzende Feste und glückliche Menschen hat die alte Burg gesehen, oft genug hat sich auch schweres Leid in ihre Mauern geborgen. Sie standen meist auf der Höhe des Lebens, die dort oben wohnten, waren von edler Geburt, geboten über Land und Leute, über Geld und Gut, aber der Jammer kimmte auch hinauf zur Höhe, die Schuld verband sich mit Macht und Reichthum, und der Purpur deckte herbes Weh.

Droben auf der Wartburg gebot in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts Landgraf Albrecht über das schöne Thüringerland; „einen gar löblichen Fürsten“ nennt ihn die Chronik in seinen ersten Regierungsjahren; tapfer hatte er als Jüngling gegen die heidnischen Preußen gekämpft, und dem tapfern Mann hatte sich ein schönes, edles Weib in Liebe geneigt. Des gewaltigen Hohenstaufenkaisers Friedrich II. Tochter Margaretha war seine Gemahlin geworden, und drei blühende Söhne erhöhten das Glück des Fürstenpaares. Da kam das Verderben über zwei glückliche Menschen und es kam in seiner lockendsten Gestalt. Unter dem „Hofrauzenzimmer“ der Landgräfin befand sich ein Mädchen, deren Schönheit nur von ihrem Ehrgeiz und ihrer Mäntelucht, die selbst das Verbrechen nicht scheute, übertroffen wurde. Kunigunde von Jsenburg's Reiz verblendete den unseligen Landgrafen so weit, daß er seiner Gemahlin die Treue brach und seiner verbrecherischen Liebe so wenig sich schämte, daß sie bald über die Grenzen des Hofes hinaus bekannt war. Ein Schrei der Entrüstung tönte durch ganz Thüringen, und so wenig konnten die guten Leute von damals es fassen, wie ein Mann Margaretha um Kunigunde habe verlassen können, daß sie meinten, es könne nicht mit rechten Dingen zugehen, sondern die Jsenburg habe durch höllische Künste das Herz des Fürsten an sich gefesselt. Kunigunden aber war Albrecht's Liebe nicht genug, sie wollte Margaretha's Stelle als Landgräfin von Thüringen einnehmen und sie scheute sich nicht, dem Leben der unglücklichen Fürstin mit Gift nachzustellen. Aber es fand sich Niemand im ganzen Schlosse, der die That anzuführen wollte, denn die schöne, fromme Frau wurde allgemein geliebt, während Kunigunde verhaßt war. Die schwer gekränkte Margaretha führte ein trübes, einsames Dasein, das nur durch die Freude an ihren Kindern erhellt war. Ja, damals waren Verbrechen und Herzeleid heimisch auf der Wartburg, und Margaretha's Augen mögen in heißem Schmerz hineingeblickt haben in das traute Grün der Bäume vor ihren Fenstern. In ihrer Unschuld ahnte sie wohl kaum, daß der Mord sich schon an ihre Ferse geheftet, vielleicht hoffte sie noch auf eine Umkehr ihres Gemahls, der seit jener Zeit den Beinamen des Unartigen oder Entarteten behalten zu ewiger Schmach. Der tödtliche Anschlag, die unglückliche Fürstin mit Gift aus der Welt

zu schaffen, war mißlungen, aber Kunigunde rastete nicht in ihren blutigen Plänen. Einen armen, geistig im höchsten Grade beschrankten Mönchen, der als Wasserträger auf der Burg lebte, gewann sie endlich durch große Versprechungen für ihre Absichten. Als Teufel verkleidet sollte er, von ihr geleitet, sich in der Fürstin Kammer schleichen und diese im Schlaf erwürgen.

Zur Ausführung der That war die Johannismacht des Jahres 1270 bestimmt. Der Tag St. Johannis des Täufers war ehemals in Sachsen und Thüringen ein besonders hoher Festtag, und noch bis in die jüngste Zeit hinein wand man dort in Stadt und Land Johanniskronen und Kränze, die an grünen Laubgewinden befestigt wurden, welche quer über die Straße von einem Hause zum andern gingen. Mit Johanniskronen und Kränzen mögen denn auch in jenem Jahre am Vorabend des Festes die Mauern der Wartburg geschmückt worden sein. Vielleicht hat Margaretha selbst sie winden geholfen und die grünen Zweige mit ihren Thränen befeuchtet, weinend um verlorenes Liebes- und Eheglück. In der Nacht aber vor dem Johannistag wird noch heute allerlei Spuk lebendig in Wald und Haide, we-

Glaube an die Saalitze, die am 24. Juni ihr Opfer unerbittlich zu sich herabzieht, ist noch heute in Sachsen ganz allgemein. In den Mauern der Wartburg herrschte tiefe Stille, auch der Landgraf und Kunigunde hatten das Schloß verlassen, nur die Landgräfin war zurückgeblieben mit ihren Kindern und wenigen Dienern. Sie suchte im Schlaf die Ruhe, die sie wachend nicht mehr fand.

Dunkler und dunkler wurde es draußen, aber überall regte und bewegte sich's, auf allen Hügeln ringsum und in der Ebene nicht minder; einzelne rothe Punkte wurden sichtbar am Horizont, sie wuchsen, glühten heller, bald flammte es überall an größeren und kleineren Feuern, um die sich dunkle Gestalten bewegten, während der Nachtwind ein leises Summen wie von fernem Gesang durch die Lüfte trug.

Nach auf dem grünen Berge, der Ludwigs des Springers uralte Feste trägt, loderte das Johannisfeuer. Rund um dasselbe hatten die Bewohner der Wartburg einen großen Kreis gebildet, mitten darunter der Landgraf, denn bis ins 15. und 16. Jahrhundert theilten sich selbst Fürsten am Tanz um das Johannisfeuer. Eintönige Weisen erklangen zu diesem Tanz, mehrere feste Burichen oder Mädchen sprangen durch das Feuer hindurch, was großes Glück bringen sollte, und Niemand, der Landgraf ausgenommen, der wohl wußte, warum solches geschah, achtete darauf, daß Kunigunde von Jsenburg sich vom Tanze hinwegstahl.

Mit ihren finsternen Gedanken schlich das stolze, ehrgeizige Weib zurück zur Burg, und an der verabredeten Stelle fand sie den armen, einfältigen Gesellen, den sie zum Werkzeug erkoren. Leise, leise, unhörbar fast huscht sie vor ihm her, durch die finstern, menschenleeren Gänge, zitternd in seiner Teufelsmaske folgt ihr der Narr, lautlos öffnet Kunigunde die Thür zu ihrer verrathenen Herrin Schlafkammer, der Mörder schleicht hinein, Kunigunde verschwindet — das Opfer ist allein mit seinem Henker.

Auf schwellendem Lager ruht die unglückliche Frau, sie träumt vielleicht gerade von vergangenem Liebesglück; warum zögert der Mörder, der sich schon in einen Winkel gedrückt hat? Das trübe Licht einer Fackel fällt auf das Angesicht der Kaiserstochter, schon zuckt die Hand nach ihrem Halse, da erwacht in der Seele des Narren das Gewissen — es ist seine Herrin, die auch für den Geringsten immer nur freundliche Worte gehabt hat, die wehrlos schlummert vor ihm liegt, und mit einem leisen Schmerzensruf sinkt er am Lager der Fürstin ins Knie. Aus kurzem Schummer fährt Margarethe jäh auf, sie hebt zurück vor der entsetzlichen Teufelsgestalt, aber deren banges Flehen um Gnade und Vergebung macht sie aufmerksam. Unter Thränen enthüllt ihr der arme Narr den ganzen teuflischen Plan, eindringlich ermahnt er die Fürstin, so schnell als möglich zu fliehen und ihn mit sich zu nehmen.

Was mag in jener Johannismacht durch der Stauferntochter Seele gezogen sein? Sie wußte, daß ihre ihres Bleibens nicht war, aber nicht gemeine Todesfurcht vor einem wiederholten Mordanfall war es, was sie bewog, an Flucht und Rettung zu denken. Margarethe wußte, daß ihr Tod Kunigunde an ihre Stelle setzen, und daß diese Alles thun würde, um die Söhne der

verhassten Landgräfin aus ihrem rechtmäßigen Erbe zu verdrängen. Darum mußte sie am Leben bleiben, wenigstens so lange, bis sie einen kräftigen Schützer für ihre Söhne gefunden. Und sie kannte einen solchen; an Markgraf Dietrich von Meißen, ihres unwürdigen Gemahls Bruder, wollte sie sich wenden. Der Gedanke an ihre Kinder gab ihr Muth und Kraft, eilig jandte sie den reuigen Mörder zu ihrem Hofmeister, Einem von Barel aus einer jetzt erloschenen freiherrlichen Familie, deren Stammhaus gleichen Namens im Oldenburgischen lag. Dann erhob sich die Fürstin, weckte ihre beiden treuesten Dienerinnen, eine Alte von Adel und eine junge Dirne, denen sie befohl, eilig die nothwendigsten Dinge, die auf einer raschen Flucht unentbehrlich sind, einzupacken.

Herr von Barel, den die Fürstin um Rath und Hilfe anging, sah auch keinen andern Ausweg, als die schleunigste Flucht, zu der er denn so gut, als es bei dem Mangel an hilfreichen Händen sich thun ließ, Anstalten traf. Die beiden Dienerinnen und der zum Retter gewordene Mörder erklärten ihren festen Entschluß, die Fürstin nicht verlassen zu wollen.



Eine deutsche Kaiserstochter. Zeichnung von Herterich.

nigstens gibt es noch immer Leute, die solches glauben und, der Blüthe des geheimnißvollen Johanniskrautes nachgehend, Schätze zu finden erwarten. In jenen Tagen aber war der Glaube an die Wunder der Johannismacht, die auch dem tolen Liebeszauber, von dem das Mittelalter so viel redete, besonders günstig, noch ganz allgemein, und während ringsum auf den Bergen die Johannisfeuer loderten, schlichen Knecht und Magd zum Burghof hinaus, um die Zukunft zu erforschen oder neuerlei Kraut zu sammeln. Darum war Kunigunden's Plan gar schlaue angelegt; wenn auch der Mörder wirklich gesehen würde, so war nicht zu befürchten, daß ihn irgend Einer anhalte, denn in der St. Johannismacht war eine Gespenster-Erscheinung so wahrscheinlich, daß männiglich höchstens furchtbar davongelaufen wäre, aber nicht an einen Betrug geglaubt hätte.

Die Sonne war untergegangen, Thüren und Fenster waren mit Kreuzen bezeichnet, um bösen Geistern den Eingang zu wehren, alle Arbeit ruhte, und schon entfernte man sich aus der Nähe des Wassers, denn Saale, Unstrut und die anderen thüringischen Flüsse, sie fordern an St. Johannis ein Menschenleben. Der

Aus dem Leben eines Kollkraben.

Margarethe ist fertig mit ihrem Anzuge, sie mag heut weniger Sorgfalt darauf verwendet haben, als sonst; sie tritt an das Fenster, durch welches Varel sie mit Hilfe einer Strickleiter hinablassen will, denn am Burgthor lauert Kunigunde auf Votschaft, und draußen auf der andern Seite hätte der Schein des Johannisfeuers sie ihrem Gemahl verrathen. Die Staufentochter zittert vor der gähnenden Tiefe, vor dem Wagenthür, und doch ist es nicht das Schwerste, was ihr bevorsteht; das Heldenkind kann beben vor einer muthigen That, noch mehr hebt die Mutter vor dem Abschied von ihren Kindern.

Ein leises Gebet an die am schwersten geprüfte aller Mütter, an die Gottesmutter auf den Lippen, tritt sie in die Kammer, darinnen ihre Söhne schlafen. Weder der Kuß der Mutter, noch ihre heißen Thränen wecken die beiden Jüngsten, ahnungslos schlummern sie weiter. Aber der Älteste, ein Knabe von vier Jahren erwacht, er erkennt die Mutter, und während diese, zusammenbrechend unter dem Trennungsweg, auf dem Bänklein vor dem prächtig geschmückten Bette ins Knie sinkt, umschlingt er ihren Hals mit dem einen Armchen; das andere greift muthwillig in das lange Haar, das unter dem goldenen Häubchen hervor über den Nacken der Fürstin wallt. Fest hält sie ihren Erstgeborenen in den Armen, Friedrich heißt er wie sein gewaltiger Großvater, sie preßt ihn an sich, sie küßt und liebkost ihn. Vergebens mahnt der treue Varel, vergebens die Frauen, die Mutter kann von dem Sohne nicht lassen. Aber immer dringender werden die Mahnungen, der geängstete Haushofmeister streckt die Hand aus nach der Herrin, sie mit Gewalt von ihrem Sohne zu trennen, da packt es die unglückliche Mutter wie mit unsichtbarer Gewalt, wie Wahnsinn tobt es durch ihr Gehirn, fester und immer fester drückt sie den Knaben an sich, die Sinne schwinden ihr, wie dem Gefolterten ist ihr zu Muth, und während es Nacht wird vor ihren Augen, in ihrer Seele, stürzt sie sich einer Tigerin gleich auf das lächelnde Kind. Ein zweifacher Schrei tönt durch das Gemach, die Fürstin wankt, der Knabe stöhnt vor Schmerz, und schauernd sehen sich die Getreuen an, welche ihre Herrin zu stützen suchen. Im Uebermaß des Schmerzes hat Margarethe ihren Sohn in die Wange gebissen, aber so sehr sie auch jetzt mit doppelt heißem Verlangen nach ihm zurückstrebt, Varel ergreift sie mit kräftigem Arm und trägt sie hinaus, die Thür der Kammer fällt zu, die Mutter ist geschieden von ihren Söhnen — für immer! Der Eine aber trägt das Zeichen ihres Jammers auf der Wange für seine ganze Lebenszeit.

Und die Fürstin? — Da wandert sie hin mit ihren drei Getreuen, sie wendet das Haupt noch einmal nach dem Fenster, durch welches sie hinabgelassen worden, und das noch heute gezeigt wird, sie blickt nach dem Kämmerlein ihrer Söhne — tiefgebeugt, ärmer und elender, als die Elendeste in ihren Landen, wandert sie dahin durch die frühlingswarme Juni-Nacht. Ueberall herrscht Leben und Freude, das Jauchzen der Tanzenden schallt bis zu ihr herüber; am Rande heller Bäche leuchtet die gelbe Blüthe des Johanniskrautes, Margaretha bricht sie nicht, zu ihren Schätzen führt kein Weg zurück. Der liebliche Duft der wilden Rosen, die an den Bergen in die Höhe klettern und im Mondenlichte geheimnißvoll flimmern, kühl ihre brennende Stirn nicht, dies grüne, friedliche, heitere Thüringerland hat keinen Reiz mehr für sie. Auf's schändeste verrathen, von Mord bedroht, von ihren Kindern geschieden schwankt sie weiter.

Bis nach Kreyenburg wanderte die Fürstin in jener Nacht; dort gab ihr des Abts von Hirschfelde Verwalter Gastfreundschaft und ließ sie auf ihren Wunsch nach Fulda führen. Hier begehrte sie, nach Frankfurt gebracht zu werden, und der Abt zu Fulda erfüllte, von tiefstem Mitleid ergriffen, ihr Verlangen. Seine Samariterdienste fanden einen blutigen Lohn, denn wenige Monde später wurde er an seinem eignen Altar menschlins erstochen. Der Mörder entkam, aber Niemand zweifelte, daß die rachsüchtige Kunigunde ihn gedungen.

In Frankfurt wurde Margaretha, deren Loos nur zu bekannt war, mit der vollen Ehrerbietung aufgenommen, die der unglücklichen Fürstin zukam; sie suchte hier Vergessenheit und Trost innerhalb der Mauern eines Klosters, aber es war vergebens. Ihr zarter Körper hatte unter den Anstrengungen der Flucht gelitten, ihre Seele verzehrte sich in der Sehnsucht nach ihren Kindern, und noch in demselben Jahre legte sie ihr müdes Haupt nieder zur ewigen Ruhe.

Der Erzbischof von Mainz ließ die Kaiserstochter mit allem nur erdenklichen Prunk bestatten, ihr Schwager Markgraf Dietrich erschien auf der Wartburg und forderte von seinem Bruder, der sich in der That mit Kunigunde hatte trauen lassen, Rechenschaft über den Tod seiner Gemahlin. Albrecht entblödete sich nicht, dieselbe der Untreue zu beschuldigen und aus dem armen Manne, der die Gefahren ihrer Flucht getheilt hatte, einen Entführer zu machen, aber dennoch wagte er es nicht, sich seinem Bruder zu widersetzen, als dieser Margaretha's Söhne mit sich an seinen Hof nahm.

In Haß und Groll gegen den Vater wuchsen die Söhne auf, eine tiefe Narbe an der rechten Wange erinnerte Friedrich unaufhörlich an seine unglückliche Mutter, und er pflegte oft zu sagen, so lange die Narbe sichtbar, wolle er an nichts Anderes denken, als daran, ihre Unschuld zu rächen.

Die Rache blieb auch nicht aus; Albrecht's ferneres Leben war ein fortwährendes Kämpfen mit seinen Söhnen, selbst als Kunigunde und ihr Sohn, zu dessen Gunsten er hauptsächlich stritt, gestorben waren. Eine dritte Gemahlin hatte der Landgraf auf die Wartburg geführt, eine schöne, reiche und kluge Frau, Elisabeth, die Wittve des letzten Grafen von Arnshang (nach Andern Elisabeth von Castel), und durch sie kam die Rache über ihn. Ein Weib hatte er verrathen, ein anderes verrieth ihn. Er hatte sich seiner Gemahlin so verhaßt gemacht, daß sie ihn seinen Söhnen auslieferte, die ihn nach Erfurt schickten, wo er, mit einer mäßigen Pfründe bedacht, noch acht Jahre lebte. In Armuth und Elend endlich starb der unselige Mann, der auch in seiner Verbannung nicht von seiner Neigung zum Verschwenden gelassen und sich fortwährend in Schulden gestürzt hatte.

Margaretha's Unschuld war gerächt, ewige Schande bedeckt Albrecht's Namen — Rhamnus in Rosete, den Dornstrauch im Rosengebüsch, nennt ihn die Chronik im Vergleich mit den andern Gliedern seines uralten Hauses.

Sechs Jahrhunderte sind dahingezogen über die Wartburg, die Namen vieler ihrer Bewohner sind auf uns gekommen, von den Männern waren es die Tapfersten, die Weisesten oder die Glücklichen, von den Frauen die Frömmsten und Unglücklichsten: die heilige Elisabeth und Kaiser Friedrich's Tochter Margaretha.

„Der Racker heißt,“ hatte der halbwüchsige Bauernburche warnend bemerkt, als er mir den stattlichen schwarzen Herrn im glänzenden Federtrage wohlverwahrt in einem Korbe überbrachte. In der That, der fingerlange, starke Schnabel mit der vorn leicht übergebogenen Spitze sah ganz danach aus, als ob er tüchtig zu beißen könne, und an dem guten Willen dazu fehlte es dem Herrn besagten Schnabels sicher auch nicht. Jakob schien sogar wegen des stundenlangen Transportes in einem dunklen, oben mit einer Schürze zugebundnen Korbe ganz ausnehmend übler Laune zu sein. Sein an sich schon nicht wohlklingendes Gefächz steigerte sich in kurzen Zwischenräumen zu einem leidenschaftlichen, heiseren Jornschnel, und dabei kam der bedenkliche Schnabel immer aufs neue in sehr bedrohlicher Weise zwischen der Schürze und dem Korbrande zum Vorschein, sobald sich ein verwegener Finger den Bändern der Schürze auch nur nahte, um sie zu lösen. Was war da zu machen?

Ich schäme mich dieser Rathlosigkeit noch heute nicht. Denn wenn unser damaliger Diener, der doch die Napoleonischen Feldzüge in Spanien mitgemacht hatte, einiges Bedenken trug, seine eisenharten Hände dem schwarzen Unholde preiszugeben, so konnte man mir rüchlich meiner weicheren Greiforgane, die nie des Bogens Kraft gespannt haben, ein gewisses Bangen billig nicht verargen. Hatte ich doch soeben gesehen, wie der zornmüthige Jakob ein ihm vorgehaltenes, fast fingerstarkes Stöckchen spielend zerbrach. „Den Teufel auch!“ hatte selbst der alte Spanier bei dieser unerwarteten Kraftprobe halb erschrocken ausrufen müssen.

Der Rabe konnte aber doch unmöglich im Korbe bleiben, und so mußte endlich die verrufene Menschenlist zu Hilfe gezogen werden. Wirklich gelang es unseren vereinten Bemühungen, die Aufmerksamkeit der klugen Augen durch Scheinangriffe zu fesseln, während zugleich hinter dem Rücken des Ueberlisteten die Bänder leise und vorsichtig gelöst wurden. Rasch hob sich nun das Tuch, das Gefächz war geöffnet. Jakob aber schien nur einen kurzen Augenblick über den plötzlichen Scenenwechsel überrascht. Bald, wie man es von dem Weisen der Vogelwelt erwarten durfte, schüttelte er die seiner nicht würdige Verwunderung ab. Ein rascher Schwung der Fittige brachte ihn auf den Korbrand und von da hinab auf das Pflaster des Hofes. Dort wanderte der Schwarze auch alsbald so seelenruhig einher, als wäre er auf besagtem Hofe geboren und erzogen, zuweilen durch geschickt eingelegte Entschats und längere chaffrende Seitenbewegungen uns überaschend.

Drei zahme Dohlen stelzten auf demselben Hofe langweilig einher und bewillkommneten jetzt den vornehmen Vetter Kollkrabe durch ihr kindisch naives, halb gellendes, halb krächzendes Gefächz. Sie sollten aber bald die Bemerkung machen, daß weder dem ehrwürdigen schwarzen Trage, noch den lustigen Entschats des hochgestellten Verwandten unter allen Umständen zu trauen sei. Ich hatte kaum meine Stube betreten, als mich ihr durchdringender Hilferuf wieder hinaustrieb. Es war die höchste Zeit, um wenigstens zwei der armen Grautöpfe noch vom elendesten Tode zu erretten. Der böse schwarze Dheim hatte die Ahnungslosen tückisch gepackt und eine nach der anderen in dem Wajschzuber etwas zu gewaltig gebadet. Die eine Dohle hatte der schwarze Herr eben in der Arbeit, indem er sie unermüdet und unerbittlich immer von neuem untertauchte. Trotz alles zornigen Krächzens des gewaltthätigen Bademeisters gelang es mir indessen, ihm dies Opfer wieder zu entreißen. Eine zweite hatte trübhelig mit triefendem Gefieder in einer Ecke des Wajschzuges. Die dritte aber war bereits dahin gegangen, wo „kein Tag mehr scheint, der Cocytus durch die Wüste weinet“, und ließ sich durch alle Wiederbelebungsversuche nicht in dies jammervolle Erdenleben zurückrufen.

Für sich selbst liebte freilich Onkel Jakob die gründlichsten Bäder gleichfalls recht sehr. Es genügte ihm durchaus nicht, sich das Gefieder mit Schlenkern des Schnabels und durch Flügelschläge oberflächlich zu befeuchten, sondern er ließ sich, erst zu meinem Schrecken, dann zu meinem Staunen, oft jäh wie ein niedersinkender Stein in das tiefe Wasser des Zubers hinabfallen und wandelte dann einige Secunden lang unten, mindestens drei Fuß unter der Oberfläche, so seelenruhig auf dem Boden umher, als spazierte er bei Sonnenschein auf einem Parkwege.

Diese Viehhaberei des Raben für gründliche Bäder wurde bald die Quelle unjünglichen Verdrußes für alle Mägde, welche am Brunnen Wasser holten. Kaum stand der Eimer unter der Ausgüßröhre, als der ewig wachsame Jakob auch schon keck in sein Inneres hineinschlüpfte. Je energischer nun die erzürnten Mägde darauf lospumpten, je größere Mengen kalten Wassers sie ihm über seinen pflüßigen Scheitel ausgoßen, um so behaglicher schien er sich zu fühlen. Dagegen strakte er jeden Griff nach dem Gefäße selbst sicher mit einem scharfen Schnabelhiebe. Was also blieb den armen Mägden übrig, als den vollen Eimer mit dem Fuße wieder umzustößen. Ohne Groll wanderte dann Jakob aus, um im nächsten Momente, sobald nur seine annectirte Badewanne wieder aufgerichtet war, von neuem hineinzuschlüpfen. Glücklicher Weise war Jakob nicht ehrgeizig; er ließ die ihm bei solchen Gelegenheiten reichlich gespendeten Ehrentitel stets mit der heiteren Gelassenheit eines wahren Weltweisen über sich ergehen.

Fast ebenso groß war seine Vorliebe für botanische Studien. So oft der Herr Professor aus der Nachbarschaft im Garten Pflänzchen der verschiedensten Art sorglich in den Boden einsetzte, so oft hatte er auch gewiß keinen aufmerksameren Zuschauer, als meinen Jakob, der von der Stadtmauer herab seinen hellen Augen nicht die leiseste Bewegung des Botanikers entgehen ließ. Kaum aber wendete der gelehrte Pflanzenkundige den Rücken, etwa um die Gießkanne neu zu füllen, so schwebte auch schon sein schwarzer Zuschauer von der Mauer herab, um sein säuberlich Pflänzchen bei Pflänzchen mit der Wurzel wieder aus der Erde herauszuziehen und seitwärts hübsch ordentlich niederzulegen. Auch diese wissenschaftliche Viehhaberei hat meinem Jakob manche Bezeichnung eingetragen, die nicht gerade Schmeichelei war. Dabei war der gefiederte schwarze Herr für Furcht ebenso wenig zugänglich als für Gewissensbisse. Alle Raben und Hunde mieden bald ängstlich den Hof, auf dem sich der tückische Bösewicht herumtrieb. Kamen sie dennoch einmal, so geschah dies „auf eigne Rechnung und Gefahr.“ Mit der unschuldigen Miene eines neugeborenen Kindes pflegte Jakob in solchen Fällen erst hines, dann dort unbefangen umherzuspazieren, bis er sich unbemerkt von hinten dem Schwanz des unglücklichen Hausstiers genähert hatte. Dann ergriff die Aneizange des starken Schnabels so sicher und so herb diesen empfindlichen Körpertheil, daß der Ueberlistete meist mit jämmerlichem Wehgeschrei vom Hofe flüchtete. Ließ sich aber gar

etwa ein Hund vom Jorn zu einer Attaque hinreißen, so ergreift es ihn noch viel schlechter. Dann stoben die Haare büschelweise von seinem zerhackten Rücken.

Natürlich stahl mein Jakob auch leidenschaftlich gern, und dies jeder gut erzogene Rabe thun soll. Einem ahnungslosen Tischlergefelten, der eines Tages auf dem Hofe arbeitete, hatte bald einen kleinen englischen Meißel und einen Bohrer entfallen, und dann, als der arme Teufel, kopfschüttelnd über das unerklärliche Abhandkommen der Werkzeuge, aus der Werkstätte herbeigeholt hatte, auch noch diesen zweiten Bohrer gestohlen. Der Tischler konnte vielleicht bis heute den Zusammenhang mit den Uebelthäter nicht, wenn nicht der Rabe zuletzt den allzu klugen Versuch gemacht hätte, vom Diebstahle zum Raube überzugehen, und dem Gefellen sogar die Säge aus der Hand zu reißen. Ungewisselhaft hat Jakob auch klingende Münze gestohlen, was und wo er sie fand; sonst aber war er nöthigenfalls auch buntten Glascherben zufrieden. Ihm genügte eben die Erfüllung an und für sich ohne Rücksicht auf den Werth des Objectes. An ein Wiederfinden des corpus delicti war zunächst nicht zu denken. Jakob versteckte dasselbe ebenso wie etwaige Ueberreste seiner Mahlzeiten sehr sorgfältig in Mauerritzen und brachte dann noch ein Bündel Gras oder einige Steinchen und Papierstreifen herbei, mit welchen er vorsichtig das Versteck verschloß. Aber der sorgsame Hausvater hatte bisweilen das unabweisliche Gelingen seine aufgestapelten Schätze zu revidiren. Er zog dann den Graspfropf heraus, schaute mit dem einen klugen Auge in die Ritze hinein und nach zufriednem Krächzen schloß er die Öffnung wieder. Pakte man bei diesen Revisionen ein wenig auf, so war es möglich, ihm den Raub wieder zu entreißen, stets aber mit verzweifeltstem Geschrei und Widerstande des Diebes.

Dagegen habe ich selbst keinen Grund, mich über die Thätigkeit oder den Geiz des dunklen Ehrenmannes zu beschweren. Er hat mich offenbar in sein schwarzes Herz geschlossen und hat mir seine Zuneigung oft in rührendster Weise dargethan. Ich durfte ihn berühren, wann und wie ich wollte, ja sogar meinen Finger in die gefährdet in seinen respectablen Schnabel bringen. Der stärkste Beweis seiner Liebe war aber wohl der, daß er hin und wieder von freien Stücken eine seiner Vorrathskammern öffnete, ein Leckerbissen daraus hervorbrachte und mir denselben von einer erhöhten Sitzpunkte aus unter zärtlichem Krächzen in den Mund zu schieben versuchte.

Für die Sprachstudien, die er mit Eifer trieb, hatte der Schwarze sich eine alte Kiste zum stillen Studirzimmer erkoren. Dort brachte er, wenn er sich unbeobachtet wußte, stundenlang damit zu, sich die gehörten Laute schnabelgerecht zu machen und sie tüchtig zu memoriren. Denn nur mit völlig geläufig gewordenen Reden pflegte er vor das größere Publicum zu treten. Aber auch zu seltsamen Zusammenfügungen schon bekannter Wörter wie „Spizack, Zaßbube“ u. s. w., und zur Hervorbringung sonstiger höchst wunderlichen Töne, die ich aus einem Rabenschnabel nie zu hören vermuthet hätte, verwendete er diese behaglichen Mußestunden, wenn ihn nicht gerade die vorerwähnten, unabweislichen Geschäfte an den Brunnen zu den ergriminten Mägden beriefen. Merkwürdiger Weise sprach Jakob in seinem Studirzimmer stets nur halblaut, und man mußte genau aufpassen, wenn man die oft nur geflüsterten Laute überhaupt hören wollte, während er sonst auf dem Forum des Hofes laut genug zu schreien pflegte.

„Ich weiß gar nicht, wo der Hahn nur stecken mag,“ jagt eines Tages der alte Diener, von dem im Eingange die Rede gewesen ist. „Er muß vom H'schen Hofe herübergeflogen sein. Ich höre ihn immer krähen und doch suche ich ihn schon seit ein Viertelstunde vergebens.“ Ich half dem Alten suchen, aber trotzdem, daß auch ich das Krähen in nächster Nähe vernahm, forschte wir lange vergebens, bis wir einmal uns rasch umwendend die Raben bei dieser neuerlernten Sprachübung überraschten. Jakob krähte so natürlich, daß jedes gefühlvolle Huhn seine herzinnige Freude darüber haben mußte. Nur richtete er dabei den Kopf nicht hoch auf, wie sein Vorbild, sondern er drückte ihn vielmehr beim Krähen dicht an den Boden nieder.

Der prachtvolle Hanshahn des Nachbarn G. hätte bei einem Haar wegen dieses naturgetreuen Krähens sein junges Leben lassen müssen. Blinde Eifersucht trieb ihn eines Tages auf die Gassenmauer beider Gehöfte. Kaum hatte er hier den armen seinen Studien über Hühnersprache obliegenden Raben erblickt, als er sich auch schon mit der zornigen Kampfeswuth seines Geschlechts auf den vermeintlichen Gegner stürzte. Aber Jakob's Politik hatte längst schon das System eines bis an die Zähne bewaffneten Friedens anticipirt. Sofort kampfbereit, nahm er die gebotene Schlacht an. Mir, der ich vom Fenster aus zusehendes beginnender Gefechts war, schien dessen Ausgang alsbald wenig zweifelhaft, daß ich sofort als Großmacht zu interveniren beschloß. Ich kam gerade noch zu rechter Zeit; denn schon stand der gewaltige Rabe auf seinem niedergeworfenen Gegner und zerruppte ihm mitleidslos die goldig glänzende Brust. Nach einigen Hieben des gewaltigen Schnabels, so wäre der unselige Hahn viel zu früh den Weg alles Fleisches gewandert.

Auch in der menschlichen Sprache versuchte sich mein Rabe vielfach. Vor Allem aber schien ihm der Ruf eines Nachbarn D. zu imponiren. D. hatte einen Gärtner, Namens Hippe. Sollte dieser nach dem Wohnhause kommen oder sonst dienstlich verwendet werden, pflegte D. zunächst einmal zu pfeifen, dem Pstiffe aber unmittelbar den in guter Thüringischen Mundart ausgeföhrenen Ruf: „Hippe, kumm mol här“ folgen zu lassen. Das Ding gefiel, wie es schien, dem schwarzen Herrn ausnehmend. Das „Hiit! Hippe, kumm mol här“ war bald Gegenstand seines sorglichsten Studiums, um „Luft und Liebe zu einem Dinge machen alle Müß“ geringe. In kurzer Zeit wußte Hippe selbst nicht mehr, ob wirklich D. gepfeifen habe, oder ob der Rabe bloß seine Rederei mit ihm getrieben habe. Auch dieser Gärtner gehörte deshalb bald zu den Leuten, die, ohne dem schelmischen Jakob ernstlich gram werden zu können, ihm doch wegen jedes Schabernackes höchst eigenthümliche Segenswünsche zu widmen pflegten.

Auf Sperlinge machte der Schwarze leidenschaftlich gern Jagd, und in Folge seiner listigen Ränke gelang es ihm auch leider öfter, den armen Jochen oder seine Frau Lotte zu erwischen. Mit besonderer Vorliebe stellte er sich zu diesem Behufe hinter einem hohen Ausgüßsteine auf den Anstand, weil hier der alte Diener die Profanen des Tischstuhles auszuschnüffeln pflegte. Ließ sich nun ein armer Spaz gelisthen, von diesen Nesten zu naschen, so kam Jakob unversehens blitschnell hinter der Deckung hervor, packte den Unvorbereiteten und verschlang ihn brevi manu ohne Urtheil und Recht und mit erstaunlich wenigen kulinarischen Vorbereitungen. So stand denn auch einstmals der schwarze Jäger in regungsloser Ruhe hinter seinem Steine, als sich ein

Sperlingspärchen gleichzeitig niederließ und die Brosamen begierig aufzufressen begann. Ich sah Jakob erst vorsichtig mit einem Auge über die Ecke herumlugen, dann blickte er sich umher. Hatte er die überspannte Erwartung gehegt, eine Doublette machen zu können, oder hatte sonst das Jagdfever die Sicherheit des Schamabels beeinträchtigt, genug, sein kühner Griff erfaßte die äußerste Spitze eines Sperlingschwanzes. Tödtlich schreckt flog Jochen empor und ließ, in verzweifelter Hast sich überschreitend, nur einige Schwanzfedern in der Macht des Feindes. Doch fortlich aber war es jedenfalls, die verblüffte Haltung des verärgerten Jägers zu beobachten. Da stand er, starrte der entsetzten Beute nach und ließ verdrießlich die paar Sperlingsfedern aus dem Schnabel entfallen. Bald aber schien er sich auf einen andern Weg zu befinden. Einige rasche, seitliche Entschlüsse führten ihn in die Mitte des Hofes. Dann rief er plötzlich dem Späze, der sich inzwischen auf dem nahen Dachstuhl von seinem Todesstreich zu erholen suchte und dabei ein wenig Toilette machte, mit dem lieblichsten Tone seiner Rabenstimme zu: „Späze! Späze, komm mol här.“ Der närrische Kerl schien felsenfest zu glauben, daß einer so annehmend freundlichen Einladung zum Gefressenwerden kein Sperlingsherz widerstehen könne.

Karl Chop.

### Der Bruder seiner Schwester.

Gewisse Leute machen sich nicht selbst ihre Stellung in der Gesellschaft, sondern werden durch zufällige Umstände außer ihnen ihren Platz gesetzt. „Piepenbrint — kennst Du Piepenbrint nicht? Den Sohn von Piepenbrint und Compagnie?“ „Können Sie mir sagen, wer der kleine schweigsame Mann mit dem großen Bart ist?“ „Der? i, das ist ja der Mann der Frau Abendstern.“ „Frau Abendstern ist Ihnen doch bekannt?“ „Andere Personalia von ihnen gibt man nicht und gibt es nicht. Sie strahlen nicht auf ihre Umgebung, sondern diese wirft auf sie ihr Licht.“

Besonders hervorragend unter ihnen — wenn Nullen überhaupt hervorragend sein können — sind die Brüder von schönen Schwestern.

Sie pflegen nicht unbedeutender, als andere junge Herren zu sein und ebenso anspruchsvoll, gleichwohl haben sie in den Augen ihrer Freunde nur Eine Eigenschaft: eine schöne Schwester. Mag ein Solcher in Wahrheit alles Andere sein, ein Genie, Böfewicht, Querkopf oder herzenguter Junge, der Welt gilt er Nichts mehr, Nichts weniger, als der Bruder des schönen Fräuleins Rosenroth. Er spielt diese eigenthümliche Rolle, so lange Fräulein Rosenroth noch Fräulein, d. h. das schöne Fräulein ist. Vermählt sie sich aber, oder fängt ihre Schönheit zu welken an, so verliert er ebenso schnell seine gesellschaftliche Bedeutung, wie er sie gewonnen.

Wenn er kommt zu seinen gesellschaftlichen Ehren und Würden meist ganz plötzlich. Gestern noch trug er die Knabenjacke, lernte sein Versium und schwärmte für Kuchen — heute trägt er Hut und Frack, läßt sich einladen und raucht. Er ging als Schulbube zu Bette, kaum des Umstandes bewußt, daß seine Eltern so gut mit Töchtern wie mit Söhnen gesegnet seien — er erwacht am nächsten Morgen als gemachter Mann, Dank der Verwandtschaft mit einer Dame, die er bisher als ein dummes Mädchen verächtlich genug behandelt hatte.

Dieselbe junge Dame, die als das „dumme Mädchen“ mit ihm nie spielen wollte, ebenso wie er nicht mit ihr, betrachtet ihn nun plötzlich als erwünschten Begleiter und ritterlichen Beschützer, welchen sie durch gelegentliches Ausbessern seiner Handschuhe und Fertigen einer Kravatte sich zu verpflichten weiß. Aber ist schon das Benehmen der Schwester ganz geeignet, ihn an sich selber irre zu machen, so noch viel mehr dasjenige seiner Kameraden und Bekannten. Bursche, welche ihn früher kaum grüßten, vertreten ihm jetzt den Weg, wollen Arm in Arm ihn begleiten und intercediren sich aufs wärmste für die „Seinen zu Hause“. Man sucht offenbar, eine Einladung von ihm zu erhalten.

Der „Bruder einer schönen Schwester“ ist gewöhnlich sechs- oder sieben Jahre alt, zwei oder drei Jahre jünger, als die Sirene, der er seine Stellung — seine falsche Stellung — verdankt. Er nimmt sehr bald jene Ehren als seiner Person gebührenden Tribut und demzufolge eine wenig erfreuliche Selbstbewußtheit an. Andere Jünglinge würde man wegen vorlauten Absprechens über Dinge, wovon sie Nichts verstehen, an den Ohren ziehen, ihm bietet man eine Cigarre dafür an. Er darf sich erlauben, die Kleidung, die Unterhaltung, das Tanzen u. s. w. der Berehrer seiner schönen Schwester zu kritisiren, und es trifft ihn dafür weder Tadel noch unheimliche Verachtung, sondern man hört ihm mit schmeichelhaftester Aufmerksamkeit zu. Die unglücklichen Schwärmer bitten ihn als Gast zu Tisch, er braucht nur zu bestellen — und gewöhnlich kommt er mit einem schweren Kopf nach Haus. Er fühlt und gebietet sich als Mann von Welt. Das heißt, er spielt den Blasirren. In Gesellschaften, Concerten, auf der Promenade, kurz, wohin immer er seine Schwester mitnimmt oder richtiger von ihr mitgenommen wird, trägt er seine Weltmüdigkeit zur Schau. „Ihr habt's nur ihr zu danken, daß ich hier bin,“ sagen deutlich seine Mienen, „ich hätte mich, beim Zeus! nicht herbemüht, aber die Mädchen finden nun einmal ihr Vergnügen an dergleichen Umständen.“

Dem Unbetheiligten ist er unerträglich, dem unglücklichen Sterblichen, welcher der schönen Blutsverwandten des geistreichen Jünglings den Hof macht, muß er fürchterlich sein. Derselbe kann sich nur mit dem Sprichwort trösten: Keine Rose ohne Dornen. Er windet sich förmlich unter den Anspielungen und tactlosen Späßen dessen, den er einst Schwager zu nennen hofft, aber wie er auch leidet, er muß schweigen und gute Miene zum bösen Spiel machen, ja, lächeln, wenn es auch nur ein faures Lächeln ist. Denn wie anmaßend, aufdringlich und unliebenswürdig auch die „Brüder von schönen Schwestern“ sein mögen, so unentbehrlich sind sie.

Wie käme man ohne sie in den siebenten Himmel, das heißt, in das trauliche Familienzimmer, in welchem „sie“ als Engel im Hauskleide waltet? wie käme man ohne die Freundschaft des Bruders zum Rechte, „ihren“ Shawl an „ihrer“ Seite im Thiergarten tragen zu dürfen und von einer Landpartie unterrichtet zu sein, bei welcher „sie“ Theilnehmerin sein, auf grünem Rasen lagern, Pfänder verlieren und einblößen wird!?

Was aber wird aus dem Bruder einer nicht mehr schönen Schwester? d. h. was beginnt der Mond, wenn die Sonne kein Licht mehr gibt? wenn die Gefeierte in den stillen, ruhmlosen, aber sicheren Hafen der Ehe sich begeben hat?

Es ist vielleicht ein Aberglaube von mir, aber ich glaube: das Heer der Hagestolzen rekrutirt sich zumeist aus Brüdern schön gewesener Schwestern. Sie verlassen mit den letzteren die Bühne, hinter deren Coulissen zu sehen sie weiblich Gelegenheit hatten. Ihre Mission ist erfüllt; sie danken mit der Königin ab und werden, sowie sie ihr Portfeuille niederlegen, ganz bescheidene, erträgliche, leutselige Menschen. Ich kann sie mir nicht anders vorstellen, denn als zwar ledige aber gute Dattel, welche ihre kleinen Nichten und Neffen auf den Knien wiegen, während die Frau Schwester nährend auf dem Sopha unterm Bilde sitzt, das sie als „schöne Schwester“ der Nachwelt überliefert.

### Die Schule Scharnhorst's.

Ein Schloß im Meer! In zwei Stunden von Hannover oder auch von Minden, wie man will, kann man's erreichen. Oder man bedarf jetzt nicht einmal so langer Zeit, wenn man die Eisenbahn nach Bremen benutzt, bei der Station vor Nienburg sich mitten auf der hügeligen Ebene absetzen läßt und dann im dunklen Drange des rechten Wegs sich wohl bewußt wird.

Wenn dies der Fall, so gelangt man an ein großes Wasser, und in dem Wasser steht ein großes Haus in dem pompösen Styl à la caserne.

Es ist still ringsum. Wald, Berg und Felder liegen in träumerischer Ruhe; nur die Wellen plätschern ans Ufer. Ist gerade Mondschein, der mit dem Wasser kost und mit den Lüften spielt, und ist ein blondgelocktes Deutsches jußt daran gelegen, hier zu ruhen und zu träumen — ei, so plappern die Wasser wohl von den alten Germanen, die hier gelagert; von den Römern, die hier ihre Rosse getränkt; von der Noth des stehenden Barus und dem Vergnügen des lustigen Germanicus — vielleicht, man kann nicht wissen, daß sie auch von alten Silberhähnen murmeln, die zur Römerzeit der Tiefe anvertraut wurden.

Hier liege man denn, einjamer Schwärmer, auf Gottes und fürstlich Lippe-Schaumburger Erde, vor sich das schöne, blaue Wasser, genannt das Steinhuder Meer, wiewohl nur ein stundenlanger Binnensee. Und in dem Meere steht der nimmerne Casernenbau; aber er heißt Schloß, Schloß Wilhelmstein.

Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe hat dieses Schloß erbauen lassen — es war im Jahre 1765. Und zwar hatte er es sich als Pfahlbau herstellen lassen, nicht nur um hier zu residiren, sondern auch hier eine Musterfestung aufzurichten.

Graf Wilhelm gehörte zu jener eigenthümlichen Species deutscher Fürsten des vorigen Jahrhunderts, der auch Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Herzog Leopold von Dessau, Karl von Württemberg u. A. m. angehörten: Große, kräftige Figur, stramm militärisch, gedreht, gewiegt, mit steifem Pof; rauh, grob, despotisch, aufs Wort Gehorsam fordernd, arbeitend für einen höheren Staatszweck, die Unterthanen dazu erziehend — enthalten in Allem, nach Römertugend eifernd, in militärischer Zucht und Ausbildung den höchsten patriotischen Beruf erkennend.

So auch Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, ein gedankentüchtiger, sonderbarer Herr, der aus dem Sallust seine Jugendbildung geschöpft hatte; der, wenn er auch das Wesen eines großen Charakters in Sonderlichkeiten suchte, doch ein bedeutender Mann war, wie seine Thaten im Leben bewiesen.

Kaum war der Graf 1748 zur Regierung gekommen, so richtete er sein Vändchen zu einem Militärstaat ein. Etwa 20,000 Menschen, Weiber und Kinder eingegriffen, lebten in seinem Reich; aber der Graf hielt eine Armee. In Folge dessen verbreitete sich sein Ruf als Felsberr. Als 1762 der Krieg zwischen Portugal und Spanien zum Ausbruch kam, bot ihm der König von England das Commando über das vereinigte portugiesische und englische Heer an, das sich an der Grenze den Spaniern entgegen stellte. Und so als Generalissimus und hannoverscher Feldmarschall holte sich der Herrscher Bückeburgs in Portugal seine Kriegsehren, vornehmlich durch die Organisation der dortigen Miliz zur Vertheidigung des Landes.

Dies System der Landwehren hatte er ausgeklügelt und darauf richtete er fortan seine ganze Geistesfähigkeit. Nach Deutschland heimgekehrt, reorganisirte er seine Bückeburger Armee darnach. Er schrieb selbst ein Werk über Taktik, entwarf strategische Vertheidigungspläne für kleinere Staaten, z. B. auch für die Schweiz, und brachte im siebenjährigen Kriege bei der Belagerung von Kassel sein Landwehrsystem praktisch zu Ehren. Kurz und gut, der Graf war ein genialer Mensch, der seinen Weg für sich ging.

Im Steinhuder See erbaute er nach eigenem Plane das feste Schloß, welches zur Beförderung der Kriegswissenschaft dasselbe leisten sollte, was eine Versuchswirtschaft für den Ackerbau im Allgemeinen bedeutet. Wie in der Karlschule um gleiche Zeit der württembergische Herzog sich Juristen und Chirurgen nach seinem Sinn ausbilden wollte, so sollte Wilhelmstein eine Militärschule nach den Ideen des schaumburgischen Cäsar werden. Jeder Jüngling derselben war Cadet der Artillerie, und wer dazu erforsen wurde, den hatte der Graf selber kreuz und quer erst geprüft. Vornehm oder gering, arm oder reich — darauf legte er kein Gewicht, und so wurden auch alle seine Cadetten gleich behandelt und erhielten außer dem unentgeltlichen Unterricht noch Sold.

Da saß er nun, dieser grübelnde Herr, vor hundert Jahren auf diesem Meeresschloß und studirte seine Römer, philosophische, taktische, mathematische und geschichtliche Werke. Stramm, keinen Knopf in Unordnung, so marschirte er zu festbestimmter Stunde pünktlich in den Hörsaal, wo alle Cadetten in Reih' und Glied ihren Herrn und Meister empfingen. Dann begannen die Unterrichtsstunden in Geschichte, Mathematik, Baukunst, Physik, Naturlehre, Taktik, Fortification. Der Graf hörte oft zu mit Belidor's Cours de Mathématique in der Hand; er examimirte auch selbst, immer nach und mit Belidor. Und wer in Belidor lebte, dem schenkte er eine Soldzulage oder eine goldene Preismedaille. Nachmittags ließ der brave Schaumburger wohl alarmiren; er setzte sich dann an der Spitze seiner Cadetten in Positur, das feste Meeresschloß Wilhelmstein zu vertheidigen; oder er kam gar vom Lande her mit seinen Milizen herangerückt, das Schloß mit Kanonen, Artillerie und Kriegskisten zu erobern, was ihm auch immer gelang. Denn hier wohnte er, bis er starb, und das war 1777.

Er ist der Schöpfer des Landwehrsystems, dieser Sonderling Graf von Schaumburg-Lippe, und an diesem still in die Landschaft gesenkten Steinhuder See, auf fürstlich bückeburgischer Erde, vor diesem Schloß Wilhelmstein, da kann man schon ruhen und träumen, auch ohne Mondschein und Sternleuchten. Denn hier-

her kam vor hundert Jahren der Bauernjunge Scharnhorst aus Hannover, beim Feldmarschall Kriegskunst zu studiren, und dieser Scharnhorst hat dann als General vierzig Jahre später das preussische Landwehr- und Kriegssystem eingerichtet, wie er es beim Grafen von Bückeburg gelernt und gesehen; er hat nach den Lehren und Philosophien des Alten vom Steinhuder Meeresschloß die Reorganisation des preussischen Staats, die Wiederbelebung des Volkes in Waffen bewirkt; er hat bei dem verwundeten Löwen gewacht, bis er wieder erstarbt war und dann mit gewaltigem Schläge die Trappen seines Käfigs zertrümmerte...

Just um dieselbe Zeit, da einer dieser philosophischen deutschen Fürsten Scharnhorst zu dem dressirte, was er werden sollte, dressirte ein anderer auf seiner Karlschule Schiller zum Dichter, ohne es zu wollen. Zwei Jünglinge, an einem Tag, dem 10. November, geboren, gehen aus diesen Schulen zu gleicher Zeit hervor, um als große deutsche Männer ihren Ruhm zu finden!

Schmidt-Weiffenfels.

### Die deutsche Mode.

Herr Redacteur! Ich muß befürchten, Ihnen in dieser ernsten, großen Zeit nicht willkommen zu sein. Während unsere Gatten, Söhne und Brüder glorreich kämpfen, wir Frauen mit Gebeten und Wünschen, mit allen unseren Gedanken bei ihnen sind und an dem großen Friedenswerke im Kriege, der Heilung der Wunden arbeiten, hat selbst das Wort „Mode“ einen unangenehmen Klang, und eigenthümlich berührte es mich, als ich kürzlich die Bazar-Nummer mit meinem Berichte sah, welcher noch in der Idylle meiner Sommerfrische, in harmloser Friedenssicherheit geschrieben ist und jetzt von einer sturmbezwungenen Zeit in die Oeffentlichkeit getragen wird.\*)

Wenn ich trotzdem schon heute wieder mir die Spalten des Bazar zu öffnen bitte, geschichte es im guten Glauben, ein zeitgemäßes Wort und Vielen meiner Leserinnen aus dem Herzen sprechen zu können. Auch gebe ich Ihnen zu bedenken, daß gerade ich in diesen Tagen zur Selbstprüfung und Selbstprüfung Veranlassung hatte, ich, die so Mancher als zu dem wälschen Trosse gehörig betrachtet, den man jetzt mit Schimpf und Schande vom Rhein an die Seine zurückjagt.

Denn im patriotischen Eifer verwechselt man so leicht die Begriffe; „modern“ ist dann gleichbedeutend mit „französisch“, Zierlichkeit gilt als Luxus, Luxus heißt kurzweg Verschwendung.

Manche der jetzt laut gewordenen Proteste gegen Nachahmung französischer Ungeschmacks sprechen so, als ob wir deutschen Frauen bisher alle, pflicht- und ehvergeffen, mit nichts Anderem uns beschäftigt hätten, als den Camellendamen ihre Toilettenkniffe abzulaufen.

Aber dies war in der That nicht der Fall. Eine französische Mode gibt es — d. h. unter den deutschen Frauen, von welchen in einem Blatte wie der Bazar überhaupt nur die Rede sein kann — längst nicht mehr, und ich frage, ob irgend eine meiner Leserinnen sich je versucht fühlte, die Costüme nachzuahmen, die wir in Trowville, Baden-Baden u. a. D. an den Französischen als die „neueste veritable Parisermode“ sahen. Berlin, Wien, kurz alle größeren Städte haben sich längst von Paris freigemacht, und man braucht nur die letzten Jahrgänge unserer Modezeitungen mit denen der Pariser Journale zu vergleichen, um einzusehen, daß wir redlich und mit Erfolg uns bemühen, unsere eigene Physiognomie, unsere eigenen Kleider und Kleidermacher zu haben.

Aber die Crinoline und der Chignon!)

Abgesehen davon, daß mit der einen wie mit dem anderen es nicht so schlimm war, als es von männlicher Seite gemacht wurde, bemerke ich nur, daß ein großer Markt wie Frankreich seine Waare nothwendig auch außer Landes absetzen wird; daß in so vergänglichem und wandelbarem Dingen wie Kleider- und Haartrachten hüben und drüben und immer Sünden gegen den guten Geschmack werden begangen werden; endlich, daß auch einfach sich kleiden noch nicht schön sich kleiden heißt.

Freilich ist nicht zu leugnen, daß sehr viele deutsche Frauen und zwar leider sehr einflußreiche, hochgestellte Persönlichkeiten noch immer ein gewisses Vorurtheil für die Pariser Mode haben. Sprecht was Ihr wollt, sagen diese, ein Kleid, Schuh oder Hut direct aus Paris bezogen ist geschmackvoller, zierlicher, mit einem Wort besser gearbeitet, als die ähnliche Waare in Deutschland — ein Vorurtheil und zwar ein Vorurtheil von überbesten Wirkung, denn gerade diese Herabsetzung, welche die deutsche Waare von tonangebenden Damen erfährt, verleitet unsere Fabrikanten und Großhändler, deutsches Product mit französischer Etiquette zu verkaufen.

Aber nicht wenige Stimmen werden gegenwärtig laut, welche die Mode überhaupt aus dem Wörterbuch gestrichen, unsere Bekleidung auf die einfachste und unumgänglich nothwendige zurückgeführt und allen Luxus in Stoff und Anordnung vermieden wissen wollen. Als ob der Schmuck des Lebens heutzutage nicht ein Bedürfnis, und der Aufwand der Bemittelten nicht das Brod der Unbemittelten wäre! Nehmen wir das Haus Gerson in Berlin. Dasselbe beschäftigt 150 Arbeiter, und jeder dieser Hundertundfünfzig hinwieder 10 Personen. Das macht also im Ganzen 1500 Personen, welche (die Gesellen mit 1 Thlr., die Arbeiterinnen mit 25 Sgr. Tagelohn) von einer einzigen Handlung in Nahrung gesetzt werden. Wenn aber täglich 3000 Hände nöthig sind, um für die eine Handlung die verschiedenen Stoffe zu kleiden, Mänteln, Blusen u. s. w. zu verarbeiten, wie viele Kräfte werden bewegt werden müssen, um die Stoffe zu liefern?! Außer der Handlung Gerson aber gibt es in Berlin noch 47 andere sogenannte Confections-Geschäfte, welche zusammen gewiß 50,000 Personen beschäftigen.

Endlich — wir, die wir Freude daran fanden, uns gut und modern zu kleiden, die wir ohne Verschwendung Aufwand machten, weil der Stand verpflichtet — haben wir denn wirklich über diesen kleinen Toiletteninteressen unser Vaterland vergessen? Ich kenne sehr viele Frauen, welche auf Bälle und ins Theater immer „nach dem neuesten Schnitt“ gefleidet gehen, aber jetzt, da es der großen Sache gilt, ebenso seelenmüthig wie das Weib aus dem Volke ihren Gatten und ihre Söhne auf die Waffelstätten senden und kein Opfer, keine Entbehrung, kein Herzweh scheuen um Deutschlands willen!!

Veronica von G.

\*) Anmerkung der Red. Zwischen Druck und Ausgabe der erwähnten Nummer fiel der ehrene Würfel. Es war uns leider unmöglich, den Aufsatz zurückzuschieben. Unsere wohlwollenden Leserinnen haben dies unzweifelhaft selbst errathen und den noch fröhlichen Ton entschuldigt.

### Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Promenaden-Anzug von grauem wollenem Batist. Der untere Rock ist mit 3 Volants garnirt, welche am unteren Rande mit einer Verschürung von grauebener Soutache ausgestattet sind. Diese Verschürung wiederholt sich auch am Außenrande des oberen Rockes und der edig geschnittenen Schoßtaile. Chemiset aus Mull und Spitze. Hut von englischem Strohgewebe mit Garnitur von schwarzem Sammet und rothen Blumen.

Figur 2. Anzug aus blauer Popeline für Mädchen von 4—6 Jahren. Der untere Rock ist mit 2 Frisuren garnirt, welche mit schwarzem Sammetband besetzt sind. Der obere, an den Seiten geraffte Rock und die Jacke sind nur mit Sammetband garnirt. Hut von italienischem Stroh mit schwarzem Sammetband und einem Tuff Maasliebchen.

Figur 3. Kleid mit hoher Taille und Schoß von grauem Taffet. Die Garnitur bildet eine Frisur von gleichem Stoff; die an dem Schoß angebrachte Frisur ist außerdem mit grauer Seidenfranze begrenzt. Gürtel mit Schleife vom Stoff des Kleides.

Figur 4. Kleid mit Doppelrock und Schoßtaile. Der untere Rock und die Weste sind von pensee Taffet, der obere Rock und die Schoßtaile von lila Taffet mit pensee Streifen, der gebogte Rand ist mit pensee Taffet eingefasst.

Figur 5. Kleid und Paletot von grauem Kleidstoff, mit dunkelgrauen Schrägstreifen besetzt. Gürtel und Spitze von dunkelgrauem Stoff. Hut von gelbem Stroh, mit schwarzer Spitze und Ephenblättern nebst Beeren garnirt. Schirm von grauem Taffet mit weißem Futter. [24,820]

### Correspondenz.

M. v. N. in L. Conservirung der Eier. Bazar Nr. 1869, Seite 380. Einsehen der Erdbeeren. Bazar 1869, Seite 298; Maiblümchen aus Schwaben, Pauline von N. in R., G. G. G. und F. L. Holland. Bezugsquelle und Gebrauchsanwendung Bazar 1869, Seite 36; Marie L. in R. Bazar 1869, Seite 314; G. D. Bazar 1869, Seite 362; P. G. Bazar 1869, Seite 84; L. F. in R. und M. F. Bazar 1869, Seite 52; Lubmilla. Bazar 1870, Seite 266; L. in Süderb., C. B. in Br., C. v. C. in C. Bazar 1870, Seite 266; A. P. in St. Eine

bedeutende deutsche Fabrik von Abziehbildern (Metachromatypie) ist die von C. Heise, Leipzig, Grimmaische Straße 5; Abonnentin in Memel. C. Schering, Berlin, Chausseestraße 21.

Lehrerin in Pest. Die persönlichen Verhältnisse der Verfasserin des „Weihgeschenks für junge Mädchen“ (Galle, G. Knapp) sind uns unbekannt, aber wir sind mit Ihrem günstigen Urtheil über das Werk durchaus in Uebereinstimmung und sehen einer Auskunft mit eben so großem Interesse entgegen wie Sie.

S. B. in A. Wenden Sie sich entweder direct oder durch unsere Vermittlung an das Nachweisungs-Bureau des Berliner Vette-Vereins, Leipzigerstraße 92.

Abonnentin in St. und R. Y. B. in N. Herr Missionsdirector Wagemann, Berlin, Sebastiansstraße 25.

Zwei Westpreussinnen. Die Gemahlin des von Ihnen Genannten ist die Schwester der Künstlerin.

A. B. in G. „Der Zimmergarten“ von H. Jaeger, durch jede Buchhandlung in Wien zu beziehen.

Zwei Abonnentinnen in Guttin. Darüber gibt es verschiedene Versionen. Nach der einen liegt die Vorstellung von der Verlassenheit der Mutter Christi unter dem Kreuze der Wortsammensetzung zu Grunde.

Lenni L. Wir haben bereits Ihren Wunsch veröffentlicht und müssen nun abwarten.

Eifrige Leserin. Wir haben wiederholt bemerkt, daß das zu feste Schnüren eine Sünde gegen den guten Geschmack und ein Verbrechen gegen die Gesundheit ist. Ueber die „Wespentailen“ sind wir glücklicher Weise hinaus.

M. v. B. in B. Um frische Blumen so zu trocknen, daß sie Form und Farbe behalten, verfährt man wie folgt: Von einer Kiste mit Schiebedeckel entfernt man den Boden und bringt innerhalb der Kiste, unmittelbar unter dem Schiebedeckel, ein mittelweiches Drahtsieb an. Ausdem wird feiner Sand, von Staub und Unreinigkeiten durch Waschen befreit, und getrocknet, in einem Kupferkessel erwärmt, nachdem vorher noch auf 100 Gewichtstheile Sand 1/2 Gewichtstheil feingehabtes Stearin gehörig darunter gemengt worden, so daß beim Schmelzen des Stearins jedes Sandkorn einen Ueberzug von Stearin empfängt. Man schneidet hierauf möglichst gut ausgebildete Blumen oder Pflanzgräser ab, stellt die Kiste mit dem Schiebedeckel und Sieb nach unten auf, bringt eine etwa 2 Zoll hohe Sandschicht hinein, steckt in dieselbe die Blumen und bedeckt letztere allmählig mit dem stearinirten Sand, so daß Stengel und Blätter die natürliche Lage behalten. Man fährt auf diese Weise mit abwechselnden Schichten fort, bis die Kiste gefüllt ist, legt dann den Boden vorsichtig auf und bringt die Kiste an einen warmen, doch nicht zu heißen Ort. Nach 48 Stunden sind die Pflanzen getrocknet; man zieht vorsichtig den Schiebedeckel auf. Der Sand fällt durch das Sieb,

und Blumen und Gräser bleiben getrocknet in ihren natürlichen Formen und Farben zurück.

M. B. in St. Das Friedmann'sche sogenannte Arnica-Papier (Münzberg bei F. Berger käuflich) ist kein auf Täuschung des Publicums abzielendes Mittel, sondern wirklich brauchbar und als Heilmittel dem bekantenen englischen Plaster vorzuziehen.

J. Al. in B. Für den Familiengebrauch gehören immer noch die Grover-Baker'schen Nähmaschinen zu den empfehlenswertheiten; daß sie nicht so leicht wie andere Maschinen in Unordnung gerathen, ist ein Vorzug, der sie ganz besonders denjenigen werthvoll macht, welche in kleinen Städten oder auf dem Lande wohnen.

A. L. in W. und B. F. in N. Häufiges tägliches Waschen der Hände mit mäßig kaltem Wasser, von Zeit zu Zeit zu Weiße Waschen mit einer sehr schwachen Lösung von Alaun. Das plötzliche Unterdrücken des Schweißes hat meistens nachtheilige Folgen.

A. B. in W. Waschkrysal ist weiter Nichts, als theuer verkaufte Soda; zu viel Soda aber ist der Wäsche gerade nicht zuträglich, auch muß sorgfältig darauf geachtet werden, daß sie durch Spülen wieder völlig aus der Wäsche entfernt wird. — Weiße wollene gefrickte Gegenstände wäscht man nur lauwarm in abgekochtem Seifenwasser. Dem lauen Spülwasser kann man etwas Terpentinöl zusetzen.

A. F. in B. (Tirol). Fettflecke lassen sich aus Gaze-Tris durch Einweichen in Benzol und Ausdrücken zwischen zwei Tüchern entfernen, dann muß der Schleier auch noch zwischen zwei Tüchern geplättet werden, die Appretur vermindert Sie demselben aber nicht zu geben und Sie werden daher besser thun, ihn einer chemischen Reinigungsanstalt (Judlin in Berlin) anzuvertrauen.

J. G. in G. (Böhmen). Muster für Korbmacherarbeiten finden Sie in dem Werke von A. Brockmann „Musterbuch für Korbmacher, Korbmöbel- und Korbwaaren-Fabrikanten“, erschienen 1864 bei Voigt in Weimar, Preis 1 Thaler.

S. M. in Auerbach i. B. Die Frage nach einem Appreturmittel für feine weiße Wäsche ist schon wiederholt an uns gerichtet worden ohne daß wir dieselbe beantworten konnten oder auch nur die Bezugsquelle für ein solches Mittel angeben vermochten. Vielleicht, daß die Notiz eine unserer Leserinnen veranlaßt, uns ein brauchbares Rezept einzusenden. Der Zusatz von Stearin, Gelatine, Gummi arabicum, Dextrin u. dgl. zur Stärke (Reisstärke) ist auch von uns versucht worden, freilich ohne daß dadurch die Wäsche einen Glanz erhalten hätte, wie ihn z. B. die englische Plättwäsche besitzt.

F. v. C. in L. Das jetzt vielfach annoncirte Waschpulver ist nichts Anderes, als an der Luft verwitterte Soda. Es gibt brauchbare und schlechte Waschmaschinen; wie nennt sich die Maschine, über welche unser Urtheil zu erfahren wünschen?

